



Hunt Institute for Botanical Documentation
5th Floor, Hunt Library
Carnegie Mellon University
4909 Frew Street
Pittsburgh, PA 15213-3890
Telephone: 412-268-2434
Email: huntinst@andrew.cmu.edu
Web site: www.huntbotanical.org

The Hunt Institute is committed to making its collections accessible for research. We are pleased to offer this digitized item.

Usage guidelines

We have provided this low-resolution, digitized version for research purposes. To inquire about publishing any images from this item, please contact the Institute.

Statement on harmful and offensive content

The Hunt Institute Archives contains hundreds of thousands of pages of historical content, writing and images, created by thousands of individuals connected to the botanical sciences. Due to the wide range of time and social context in which these materials were created, some of the collections contain material that reflect outdated, biased, offensive and possibly violent views, opinions and actions. The Hunt Institute for Botanical Documentation does not endorse the views expressed in these materials, which are inconsistent with our dedication to creating an inclusive, accessible and anti-discriminatory research environment. Archival records are historical documents, and the Hunt Institute keeps such records unaltered to maintain their integrity and to foster accountability for the actions and views of the collections' creators.

Many of the historical collections in the Hunt Institute Archives contain personal correspondence, notes, recollections and opinions, which may contain language, ideas or stereotypes that are offensive or harmful to others. These collections are maintained as records of the individuals involved and do not reflect the views or values of the Hunt Institute for Botanical Documentation or those of Carnegie Mellon University.

About the Institute

The Hunt Institute for Botanical Documentation, a research division of Carnegie Mellon University, specializes in the history of botany and all aspects of plant science and serves the international scientific community through research and documentation. To this end, the Institute acquires and maintains authoritative collections of books, plant images, manuscripts, portraits and data files, and provides publications and other modes of information service. The Institute meets the reference needs of botanists, biologists, historians, conservationists, librarians, bibliographers and the public at large, especially those concerned with any aspect of the North American flora.

Hunt Institute was dedicated in 1961 as the Rachel McMasters Miller Hunt Botanical Library, an international center for bibliographical research and service in the interests of botany and horticulture, as well as a center for the study of all aspects of the history of the plant sciences. By 1971 the Library's activities had so diversified that the name was changed to Hunt Institute for Botanical Documentation. Growth in collections and research projects led to the establishment of four programmatic departments: Archives, Art, Bibliography and the Library.

Aloisio kochte in der Hütte, die die Backöfen beherbergte. Er servierte mir das Essen an einem kleinen Tisch, den er in dem Hauptraum des verlassenen Ladens aufgestellt hatte. Nach dem Essen trug er die übriggebliebenen Speisen und Schüsseln wieder ab und nahm dann seine Mahlzeit im Dunkel der erten Ofen ein. Diese Etikette seinerseits war kostbare Zeitverschwendung, wo wir jeden Tag mit wertvollen Pflanzen überschüttet wurden, für die wir sorgen mussten. So versuchte ich ^{meine} ~~meine~~ yaka 'merika Erklärung, um ihn dahingehend zu beeinflussen, dass er seine Mahlzeiten zur selben Zeit am selben Tisch mit mir einnahm. Er war zu schüchtern dazu. Aloisio ass nun ~~ein~~ oder zwei Tage am Ofen. Dann überredete ich ihn seine Mahlzeiten nach den meinen einzunehmen, aber auf der Treppe, die von der Bäckerei in das Haupthaus führte. Als nächstes gewöhnte ich ihn daran zur selben Zeit wie ich zu essen. Nun unternahm ich den radikalen Schritt: ich stellte eine leere Kiste an die Mauer, legte ein Tischtuch auf, Messer, Gabel und Löffel und sagte ihm, er solle an dem improvisierten Tisch essen, den ich für ihn hingegsetzt habe. Ich liess ihn zwei oder drei Tage dort essen, bis ich dann langsam den Tisch immer näher an den meinen rückte, täglich um ein kleines Stück. Aloisio merkte nichts. Schliesslich gelang es mir meinen » Sohn » so weit zu bringen, dass er nur wenig von mir entfernt an ^e seiner Kiste ass. Während wir so an unseren Tischen sassen, nahm er mit Verlegenheit eine Schüssel mit Taro entgegen, die ich ihm herüberreichte. Nach zwei oder drei Tagen fand er sich aber damit ab, in so naher Nachbarschaft mit mir zu essen.

Obwohl die Fidschier mit gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzend essen, war Aloisios Benehmen bei Tisch eines Königs würdig. Nur ein Schritt blieb noch, um ihn seiner Kiste zu entwöhnen. Nachdem er Tisch und Kiste aufgestellt hatte, war er in der Backhütte beschäftigt. In dieser Zeit legte ich schnell seine Bestecke auf meinen Tisch und kehrte seine Kiste nach oben um, so dass die leere Öffnung nach oben zeigte. Aloisio konnte nun nichts mehr vor Verlegenheit tun und nach einigem Zureden setzte er sich schliesslich seinem Adoptivvater gegenüber, um sein Abendessen einzunehmen. Mit herzhaftem Appetit,

plötzlich von seiner Furcht und Schüchternheit befreit, konnte er nun nichts mehr tun, als mit dem Essen liebäugeln. Von diesem Tage an nahmen wir alle Mahlzeiten zusammen ein und Aloisio gewöhnte sich allmählich an meine Gegenwart bei Tisch. Wir setzten uns über einen undemokratischen Kastengeist in einer Kolonie hinweg, die im zweiten Weltkrieg öffentlich für die Demokratie kämpfte.

Kapitel XV

„Kleine Väter“, Vasus und andere Verwandtschaften

Eines Abends trödelte Aloisio mit der Bereitung des Abendessens herum und lehnte ab, an meinem Tisch mit mir zur gewohnten Zeit zu essen. Er erklärte, sein „kleiner Vater“ Joe Tereniki sei bei ihm im Backhaus zu Besuch. Nach vaka Viti oder fidschianische Sitte musste er den älteren Mann einladen, um ihn von dem ungewöhnlichen Konservenvorrat kosten zu lassen. Er durfte nicht eher selbst essen, bis sein „kleiner Vater“ sein Mahl beendet hatte. Ich brauchte ziemlich lange, bis ich erfuhr, welchen Stand so ein Verwandter in der Familie besitzt.

Aloisio kannte anscheinend kein richtiges Wort für „Onkel“. Alle Söhne und Töchter nennen ihren rechten Vater „Vater“. Aber auch alle Nichten und Neffen rufen ihre Onkel mit demselben Namen. Der „kleine Vater“ ist ein jüngerer Bruder des tatsächlichen Vaters; „grosser Vater“ ist der Name für den älteren Bruder des rechten Vaters. Während meines späteren Aufenthaltes in Fidschi beschäftigte ich Aloisios „kleinen Vater“ als zusätzlichen Assistenten. Nicht ahnend, was diese Anrede bedeutete, sprach ich ihn mit demselben Namen an, den Aloisio ihm gab. Daraufhin bedeutete mir Aloisio taktvoll, ich solle Tereniki lieber Joe nennen, anstatt „meinen kleinen Vater“.

In der Erbnachfolge ist es immer der ältere Bruder, der den Anspruch hat, nicht der Sohn, bis keine Brüder mehr vorhanden sind. Den nächsten Anspruch besitzt dann der Älteste Sohn des verstorbenen älteren Bruders. Diese Reihenfolge ist als typisch polynesisches Primogenitur bekannt. Mitunter wird sie zugunsten eines Neffen abgeändert, der besonderen Einfluss besitzt oder zugunsten eines Mannes, dessen Mutter von ausserordentlich hohem Range ist.

Als wir eines Tages die Hauptstrasse entlang zu einem Hügel gingen, wo ich botanisieren wollte, passierten wir ausserordentlich reiche, unbebaute Ländereien. Ich erzählte Aloisio wie wertvoll dieses Land sei wenn es, wie in Hawaii, in ergiebige Taro- und Reisfelder aufgeteilt werden würde. Zu meinem Erstaunen erwiderte er, dass all dieses Land dem Bruder seiner Mutter gehöre und er als Neffe ein vasu sei und das Land auf sein Verlangen hin haben könne. Ich hatte nie gewusst, welch reicher Jüngling mich als Vater adoptiert hatte.

Ein vasu geniesst das ausserordentliche Vorrecht sich von dem Eigentum seines Onkels, besonders von seiner Mutter Seite, etwas aneignen zu können. Er könnte seines Onkels Kanu nehmen, ja sogar dessen Kleider, Keule, Halzbänder und andere Besitztümer. Ist der Neffe ein vasu levu, oder der Sohn einer hochgeborenen Dame eines hohen Häuptlings, gibt es praktisch keine Grenzen für die Forderungen. (1843-1847)
Der literarische Strandläufer William Diaper erzählt, "xxxxxxxxxx besucht ein vasu ~~xx~~ levu das Gebiet seines Onkels, so verursacht er eine grosse Verheerung, besonders unter dem ~~xxxxxx~~ Viehbestand; weil er nicht nur berechtigt ist Eigentum jeder Art von der ~~xxxxxxxxxx~~ ⁿ ganzen mütterlichen Blutsverwandtschaft zu nehmen, sondern auch von jeder Familie, hoch oder niedrig, die unter der Herrschaft seines Onkels steht. Der unglückliche Onkel und seine Untertanen erhalten keine Hilfe. Es war einfach yaka Viti, die Fidschi-Sitte; sich solchen Forderungen zu widersetzen wurde als schäbig betrachtet. Der vasu konnte sogar die Dienste der Stämme seines Onkels in Krieg und Frieden beanspruchen oder wenn er unterliess, sich deren Dienste für den Kriegsfall zu sichern, wenigstens von ihrer Seite Neutralität

verlangen. Seemann hörte, dass einige vasu das Land, das ihren Onkeln gehörte, verkauften, jedoch gaben die Fidschier zu, dass dies die Grenzen des Vorrechtes überschritten habe. Cumming erzählt von dem Neffen eines Rewa Häuptlings, der nach seinem Streit tatsächlich von seinem vasu Recht Gebrauch machte, sich seines Onkels Vorrat an Flintenpulver bemächtigte und gegen ihn verwendete. Ist der vasu nur ein Kind, können es Freunde oder Verwandte zu dem Ort seines Onkels führen; sie halten des Kindes Hand hoch und bezeichnen damit den Gegenstand, ein Schwein oder anderes, das es anscheinend haben will. Dann können sie sich die Sachen aneignen und forttragen. Waterhouse bemerkt, dass vasu Vorrechte meistens von Kindern geltend gemacht werden, denn wenn der vasu älter wird, schämt er sich, sich dieses Mittels zu bedienen.

Eines Tages brachte 'Sala seinen Vater mit, den hochgewachsenen weisshaarigen Häuptling von Ngaloa, der uns besuchen wollte und dabei sehen, was wir arbeiteten. Der Besuch verlief unbefriedigend, weil der Häuptling nicht Englisch und ich nicht Fidschianisch sprach. Durch seinen Sohn lud er uns zu einem Gegenbesuch ein, dem wir gern am nächsten Abend annahmen.

Mit 'Sala als Führer gingen wir zu dem Strohhaus des Häuptlings, einem grossen alten Bau, ~~xxxxxxx~~^w gerade durch die schwachen Lichtstrahlen einer auf dem Boden stehenden Kerosinelaterne dämmerig beleuchtet. Im Innern herrschte grosse Unordnung. 'Sala entschuldigte sich deswegen; er erklärte mir, dass die ganze Gemeinde an einem neuen Haus für den Häuptling bause, weil eines seiner Häuser, die er sonst bewohnte durch den letzten hurrikan zerstört worden sei. Alles werde bald wieder in Ordnung kommen.

Das neue Haus sollte das grösste und schönste der ganzen Ortschaft werden. In alten Zeiten würde der Bau den Tod vieler Menschen bedeutet haben. Bei der Errichtung der grossen Stammeshallen und Tempel, für die dreissig bis vierzig Pfosten benötigt wurden, um die Balkenlagen des Gebäudes zu stützen, war der Zoll an Menschenleben beträchtlich,

weil die Fidschier es für nötig erachteten, an der Basis eines jeden Pfosten einen Menschen lebend einzugraben. Dieses sollte dem Gebäude Stabilität sichern. Erskine, der Viti Levu 1840 besuchte, als das Haus von Tui Ndrekete wieder aufgebaut wurde, bezeugte eine dervletzten Scheusslichkeiten dieser Art.

„Ich erwähne dies“, erklärt Erskine, weil das was ich erzählen will, vielleicht nicht geglaubt werden wird. Ich kann zum Beweis keinen anderen Augenzeugen anführen, ausser meiner eigenen Person. Die Eingeborenen versuchten mich sogar daran zu hindern, dass ich Zuschauer dieser Szene wurde und seither leugnen sie die Tatsache dieser Sitte. Sie glaubten mich zu amüsieren und abzulenken, während ~~xxxxxxx~~ ich ~~xxxx~~ trotzdem ~~xsah~~, wie sie Männer vorbeiführten, die dann in die Gruben hinabstiegen, die für die Pfosten des Königshauses ausgehoben worden waren und wie man sie mit den Pfosten lebendig begrub. Ich beobachtete dies und in dem Bestreben, mich nicht täuschen zu lassen, lief ich schnell zu einem Pfosten. In der Grube, in die ich den Mann herabsteigen sah, sah ich ganz klar, trotz ihrer Eile den Mann mit Erde zu bedecken, seine Arme um den Pfosten geschlungen und ganz deutlich seinen Kopf, obwohl sie weitere Anstrengungen machten, sich so dicht wie möglich zusammenzustellen, um alle Beweise ihrer Tat zu verbergen, wenn nicht allen Verdacht zu zerstreuen“. Als er später Angehörige des Sklavenstammes fragte, von denen die Opfer ausgewählt worden waren, lernte er ihr gutmütiges und fatalistisches Verhalten dieser Handlungsweise gegenüber kennen: „.... Der Palast könne nicht lange stehen, wenn nicht Leute dasässen und beständig die Pfosten höchhielten.“ Erskine versuchte ihnen klar zu machen, dass schwerlich Menschen die Balken nach ihrem Tode aufrecht halten könnten... Sie erwiderten: „Wenn sie ihr Leben geopfert hätten in dem Bestreben, die Pfosten in der richtigen Stellung zu halten für ihren obersten Häuptling und ihre Götter; Dass die Kraft dieses Opfers die Götter anreizen solle das Haus, auch nachdem sie tot wären, aufrecht zu halten und dass sie es als Ehre ansahen, für solch eine würdige Aufgabe ausgewählt zu werden.“

Die Einwohner von Ngaloa veranstalteten zur Fertigstellung des Häuptlingshauses ein Fest. 'Sala und sein Vater hatten den hellen Schein meiner Coleman Laternen bewundert, so baten sie nun um leihweise Überlassung. Sie wollten das Innere des neuen Hauses erleuchten. Ich freute mich, ihnen einige Tage später die Freude bereiten zu können.

Wir sassen um die hölzerne Schüssel gruppiert im düsteren Häuptlings-
hause und warteten auf die junge, hübsche Frau 'Salas, die das Nationalgetränk vanona bereiten sollte. Dabei stellte man mir einen Verwandten von 'Sala vor, einen Grossonkel glaube ich und schon sehr alt. Er sah abgezehrt und runzelig aus, der eine Ohrlappen hing durchstochen und welk herunter. Auf 'Salas Anweisung tändelte der zahnlose, grinsende Alte mit dem verstümmelten Ohrlappen spielerisch hin und her, damit ich das 5 - 8 cm lange, ausgezogene Loch besser sehen konnte. 'Sala erklärte dann, dass vor dem Kommen der Weissen sein Volk die Ohren durchlöcherte. In seiner Jugend hatte der alte Mann sein eines Ohr durchbohrt und nach der herrschenden Sitte das Loch ständig erweitert. Bevor er das andere ~~Lxxkx~~ Ohr mit einem Loch versehen konnte, wirkte ein Missionar auf 'Salas Grossonkel ein, doch seiner Eitelkeit zu entsagen; so blieb das andere Ohr unversehrt.

Das Durchlöchern der Ohren, nach Thompson, wurde auf den Lau Inseln mit einem Bambusmesser ausgeführt und das Ohr so belastet, dass es bis zur Schulter herabhängt. Mariner, der 1806 auf dem benachbarten Tongaarchipel Schiffbruch erlitt, sah dort viele Fidschier und schrieb nieder: " - sie machen in jedes Ohr einen Einschnitt und führen ein ungefähr ein Zoll langes Stück von dem Stengel eines Bananenblattes ein, um ihn auszudehnen; ist der Schnitt geheilt, führen sie ein dickeres Stück ein, danach ein noch grösseres Stück von derselben Pflanze, dass das Ohr sich schliesslich ausweitert und beträchtlich tief herunterhängt. Da dieses Verfahren als Verzierung angesehen wird, pflegen die Frauen dies in viel grösserer Masse zu tun als die Männer. Sie führen schliesslich so grosse Stücke ein, dass das Ohrläppchen bis fast auf die Schulter herunterhängt; die Öffnungen haben

eine Grösse bis zu 10 Zoll. Häufig dehnen sie die Ohrläppchen zu sehr, so dass sie zerreißen. Man sieht daher viele Frauen, bei denen sie in zwei Lappen geteilt herunterhängen! Brewster, der viele Jahre bei den Bergstämmen von Viti Levu verbrachte, bemerkte, dass er niemals erfahren konnte, ob eine religiöse Idee mit dem Durchbohren der Ohren verknüpft sei. Er dachte, es sei nur eine Mode. Viele seiner alten Bekannte hatten die Ohrläppchen schrecklich ausgedehnt, durch das Tragen kleiner Bambusbehälter, die sie als ihre Tabakbüchsen benutzen und ausserdem Pfeifen, Klappmesser und alle Arten kleiner Gegenstände durch das Loch steckten. *„dort bewahren.“*

Kapitel XVI

Kannibalismus

Die Familiengruppe schien 'Salas Grossonkel besonders zu verehren, weil er in seiner Jugend regelmässiger Teilnehmer an den Kannibalenfesten seines Dorfes gewesen war. Der alte Mann erklärte mir, mit 'Sala als Dolmetscher, die feinen Besonderheiten bei der Zubereitung eines menschlichen Körpers zum Essen. Genau, wie wir nicht sagen, dass wir »Kuh«fleisch essen, sondern »Rind«Fleisch; genau so sagen die Fidschier nicht, dass sie Menschen essen, sondern bezeichnen den menschlichen Körper, der ausdrücklich zur Nahrung bestimmt ist, mit mbokola. Ebenso haben die gekochten menschlichen Füsse den speziellen Namen nduarua. Der mbokola wurde, wie mein genialer menschenfressender Bekannter erzählte, über einem offenen Feuer hin und her gezogen, um die Haare abzusengen, dann mit einer scharfen Muschel sauber abgeschabt, der Kopf abgeschnitten und gewöhnlich fortgeworfen, der Rumpf ausgeweidet. Die Fidschier stellten im Gegensatz zu den meisten Pazifikinsulanern Töpferwaren her. Bevor der Körper zum Kochen in einen, von den Eingeborenen hergestellten, irdenen, grossen Kessel wetan wurde, schnitten sie ihn auf besondere Art. Zum Beispiel schnitten sie die Arme mit einem Bambusmesser oder einer scharfen Muschel.

Bambusmesser oder einer scharfen Muschel an vier Stellen bis zum Knochen ein; unter der Schulter, oberhalb und unterhalb des Ellenbogens, und über dem Handgelenk. Die Beine wurden ähnlich bis zum Knochen viermal eingeschnitten; unter der Hüfte, ober- und unterhalb des Knies, und oberhalb des Fussgelenkes. Wenn der Körper kochte, so übersetzte 'Sala, »Kannst Du den Geist des Menschen aus dem Topf pfeifen hören.« Der Vorteil, vier Schnitte pro Glied zu machen, erleichterte die Entfernung des Fleisches, das beim Kochen an den abgeschnittenen Enden Schrumpfte und sich wegbog.

Kannibalismus war die abschreckendste Sitte in Fidschi. Doch dürfen wir uns nicht durch diesen Brauch beeinflussen lassen, ~~da~~ Die Durchschnittseingeborenen Männer sowie Frauen besitzen im Ganzen einen ungewöhnlich guten Charakter. George Brown bemerkt, dass Völker, die dem Kannibalismus fröhnen nicht wilder sind als andere Rassen, die allein schon den Gedanken der Menschenfresserei verabscheuen. »Viele Kannibalen sind in der Tat sehr nette Leute und ausser besonderen Gelegenheiten, gibt es keinen Unterschied zwischen ihnen und den nicht-menschenfressenden Stämmen.« Diapea dachte, abgesehen von dem notorischen Kannibalismus, könnte man die Fidschier[^] für ganz zivilisiert halten; sie sind höflich und häuslich, sichtlich zeigt ihr fast patriarchalisches Benehmen und ihre Haltung einen zufriedenen, beinah wohlwollenden Ausdruck. Macdonald, und Fox pflichtet ihm bei, hält die Fidschier im Umgang miteinander für äusserst höflich. Sie sind gastfreundlich und grosszügig, und leben nach strengen Gesetzen und Bräuchen, die ihnen von ihren Voreltern überliefert worden sind. Auf ihre Art sind sie in ihrer Erkenntnis fromm und religiös. Sie leben in der Welt des Übernatürlichen, ein sensibles Volk. Ihre Kinder behandeln sie freundlich, und sind ~~er~~ schockiert, wenn sie sehen, wie die Europäer ihre Kinder zurechtweiden; ich sah niemals einen Eingeborenen der sein Kind schlug. Aber andererseits sind sie Kannibalen; Zauberkünsten, Kindermorden und Ausschweifungen zugeneigt, des Verrates im Kriege fähig, und imstande (wenigstens früher) Schiffbrüchige zu töten. Wenn nun ein Europäer den Berichten solcher Grausamkeiten Nachdruck verleiht, wie

Kannibalismus, Kindermord, in ~~bestimmten~~ bestimmten Fällen das Lebendigbegraben der Alten, hoffnungslos Kranken oder der Geisteskranken - ist das Bild ^A weit wahr, aber einseitig. Es ist furchtbar, es gibt keine Entschuldigung für solche Taten. Man soll sich aber erinnern, vor noch nicht langer Zeit gab es noch Strandräuber in Cornwall; auch wurden Leute wegen Hexerei in England und Amerika lebendig begraben; und dass ~~man~~ Kindermorde und Ausschweifungen näher unseren Wohnstätten gefunden werden können, als auf den Südsee-Inseln. Es gibt gegenwärtig in England noch Fürsprecher der Euthanasie, die man an alten und hoffnungslos Kranken ^{Menschen} durchführen will. Die Entwürdigung der verufenen Gegenden der christlichen Grosstädte mit ihrer Lasterhaftigkeit und Brutalität ist abstossender als die der Wilden Sogar Kannibalismus wird mitunter von Europäern ausgeübt, so bei Schiffbrüchigen auf hoher See und es ist nicht unwahrscheinlich dass diese Sitte unter den Ozeaniern in den Zeiten grosser Hungersnöte aufkam." Fox betrachtet die rassische Organisation der Eingebornen Fidschis als nahe verwandt mit dem mittelalterlichen Feudalsystem Europas mit seiner Tributpflicht, die von den oberen Herren von jedem erhoben wurde. Der Tribut der Eingeborenen bestand in Kriegskanus oder Lebensmittelvorräten; in manchen Fällen war ^{en} der abstossende Beweis der Loyalität eine Anzahl Mädchen für den Harem des obersten Herrn oder Jünglinge zum Verspeisen. Die frühere fidschianische primitive Lebensweise hatte gewiss ~~man~~ ihre Schrecken, aber ich neige zu der Ansicht, dass die Entsetzlichkeiten nur ein unbedeutender, unbeträchtlicher Wesenszug des fidschianischen Lebens waren, bis zu der Ankunft der Weissen." Erskine, der von der Neigung der Fidschier zum Blutvergiessen und Kannibalismus sprach, dachte: "In dem Umfange, wie sie die benachbarte Bevölkerung dieses Ozeans in der Ausübung dieser Laster ² bei weitem übertreffen, sie diese aber ³ an Überlegenheit, Energie, Intelligenz und Kenntnis der nützlichen Künste überragen, man muss daher erwägen, ob nicht diese Rasse, die sich mehr intellektuell als physisch von den afrikanischen Negern unterscheidet, besonders geeignet ist, die höchste Stellung

unter den Völkern des Pazifik in der wahren Zivilisation einzunehmen."

Kannibalismus wurde nicht in ganz Fidschi ausgeübt. Seemann fand "ganze Städte, vor allem Nakelo am Rewa Fluss, die einen mutigen Standpunkt gegen diese Praktik einnahmen. Sie erklärten, es sei tabu, von ihren Göttern verboten dieser Ausschreitung zu fröhnen. Das gewöhnliche Volk der ganzen Inselgruppe und die Frauen aller Klassen waren davon ausgeschlossen. Kannibalismus war nur den Häuptlingen und dem Adel vorbehalten. Unter diesen befand sich eine grosse Anzahl, die man besser die Liberale Partei nennen sollte, die niemals Menschenfleisch assen, die nicht zu den Tempeln gingen, wenn tote Körper eingebracht wurden. Sie verabscheuten diese Sitte gerade so ~~wie~~ ^{viel} der Weissen, denn sie führen jene ~~fürchterlichen~~ ^{schweren} Hautkrankheiten darauf zurück, von denen ihre Kinder so häufig heimgesucht werden." Frau Smythe, die zusammen mit Seemann in Viti Levu weilte, erklärte, dass die Fidschi-Götter ihre geheiligten Stätten in den Körpern verschiedener Lebewesen und in leblosen Gegenständen haben. Die Anbeter eines besonderen Gottes werden niemals die Lebewesen essen, in denen ihr Gott seinen Wohnsitz hat. So essen einige Fidschier keine Haie, andere keinen Habicht und so weiter. Weil manche Götter anscheinend die Körper mancher Menschen bewohnen, dürfen ihre Anbeter kein Menschenfleisch essen.

Die Ausübung des Kannibalismus stieg zu einer nie dagewesenen Höhe während des ersten Teiles des neunzehnten Jahrhunderts. ~~Varani~~ ^{Varani} Varani, einer der Häuptlinge, den Lawry kannte, versicherte ihm mit Überzeugung, dass obwohl der Kannibalismus ein sehr alter Brauch auf Fidschi sei, er, nach Versicherung der alten Leute, noch nie vorher ein solches Ausmass angenommen habe. Viele frühere Verfasser schrieben es dem Kommen des weissen Mannes zu, von denen viele Verbrecher, Menschenräuber, Strandläufer und ähnliches Gesindel gewesen. Diese Weissen brachten die Feuerwaffen mit und durch ihr verkommenes, zügelloses Leben stifteten sie die Eingeborenen zu diesen unaussprechlichen Grausamkeiten an. Es war nicht ungewöhnlich für einen Häuptling als Ratgeber einen verworfenen Weissen zu besitzen, dessen tierische Gelüste und Schmeuss-

lichkeiten ein schlechtes Beispiel abgaben. Ehe die Eingeborenen ihren Irrtum ~~merkten~~ bemerkten, sahen sie diese Männer als Häuptlinge an, deren Beispiel einer Nachahmung wert schien. Ihre Ausschweifungen und Grausamkeiten erstaunten sogar die menschenfressenden Fidschier." So nahmen Kriege und Blutvergiessen überhand auf den Inseln und die Erschlagenen wurden nach alter Sitte als Nahrung verzehrt.

Leute, die eines natürlichen Todes starben, wurden niemals verzehrt; nur erschlagene Menschen erachteten sie als gut zum Essen. Erskine, der 1850 auf Ovalau ankerte, hörte während des ersten Teiles der Nacht " eine Trommel schlagen : tap ^a ~~und~~ -tap, tap ~~und~~ -tap; tap ~~tap~~ ^a tap - tap, tap - tap ... die Todestrommel, die sie immer bei Kannibalen festen schlugen." Auf Mbau führten sie einen besonderen Todestanz auf, wenn sie die Leichname ihrer Feinde zur Opferung zum Tempel trugen, bevor sie gekocht und verzehrt wurden. Die Körper bereiteten sie in der mannigfaltesten Weise zu, so wie irgend ein Tier vorbereitet werden könnte. "Wenn der Zerteiler sein Werk beginnt, beachtet er dieselben Regeln wie bei der Aufteilung anderer Lebensmittel " schreibt Lawry, " nur die Oberhaut wird zuerst entfernt, das Zurückbleibende besitzt weisses Aussehen. " Es ist Sitte, schreibt Seeman, ^m " manchmal Knochen von gefressenen Menschen in Bäumen aufzuhängen " Frau Smythe, die 1860 auf Namosi, Viti Levu, umherstreifte, war entsetzt " durch den Anblick eines Baumes, auf dem zwei Oberschenkelknochen, ein Kiefer~~maxilla~~, ein Schulterblatt und einige Rippen garniert waren. " Ein gar nicht seltener Brauch. Horne fand den ^{Shaddock} Pampelmusenbaum " zur Ausstellung der Gebeine ihrer Opfer bevorzugt. Meistenteils steckte man diese Knochen in die Astgabeln oder an die Stelle, wo die Zweige am Baum ansetzen. Waren die Bäume jung, und gediehen gut, wurden die Knochen langsam in das Holz eingebettet."

Gekochtes Menschenfleisch ähnelt, wie diese Kannibalen behaupten, dem Schweinefleisch; wäre aber schmackhafter. Ungekocht sah es etwas

dunkler aus, das Fett ein wenig gelber, als die entsprechenden Stücke von Schildkröten. Aus dem Tagebuch George Wrights, dem früheren Kurator des Fidschi - Museums, erfahren wir, dass das menschliche Fleisch gekocht: sich von anderen Fleischsorten nicht viel unterscheidet, aber das Menschenfett hat eine ^{schönere} gelbliche Farbe und ausserdem ein verlockendes Aussehen. Der eingeborene Kenner kochte das Fleisch niemals in Töpfen oder Öfen, die gewöhnlich gebraucht werden, sondern in nur für dies eine Gericht bestimmten Geschirr.

Alle anderen Speisen essen sie mit den Fingern; Menschenfleisch jedoch verzehrten die Häuptlinge nur mit meistens aus Casuarinaholz schön geschnitzten ~~Stäben~~ oder menschlichen Bein Knochen hergestellten Gabeln, die drei oder vier Zinken aufwiesen. Fräulein Cumming besass eine fast einen halben Meter lange Gabel. Menschenfleisch war das einzige Fleisch, das nicht mit den Fingern berührt wurde, weil sie annahmen, das riefte eine Hauterkrankung hervor. Das zartere Frauenfleisch zogen sie dem der Männer vor. Sie bezeichneten die Arme über dem Ellenbogen, die Beine und die Schenkel als die allerbesten Teile. Wünschte ein Häuptling etwas besonders Delikates, rösteten sie ihm ein Kind zum Mahle. Das höchste Entzücken Tanoas, wie ich schon erwähnte, waren bei der Rückkehr von seinen Plünderungszügen, die als Tribut erhaltenen Kinderleichen, die an den Segelstangen seiner Kanus hingen. Siddons behauptete, die Fidschier "essen Menschenfleisch immer kalt; an dem einen Tage rösten sie es und geniessen es am anderen Tage. Bevor die Zerstückelung der Leichname beginnt, hält der caloo (Priester) eine lange Zeremonie ab."

Die Fidschier hatten sich so zimperlich, sie entsetzten sich bei dem blossen Gedanken, Gemüse zu essen, das mit tierischem Mist gedüngt war; sie empfanden aber keinerlei Abscheu, die Eingeweide ihrer Opfer zu fressen. Sie reinigten die Därme indem sie die innere Seite über einem Stosk nach aussen wendeten; also auf dieselbe Art, wie der chinesische Ladenbesitzer in Savu Savu Bucht die Eingeweide eines Schweines für seinen Weihnachtsschmaus vorbereitete. Waterhouse behauptet das Gegenteil:

teil:» Im allgemeinen bleiben Kopf und Eingeweide den Schweinen zum Frass überlassen.» Siddons dagegen sah, wie die Kannibalen den Kopf ihres Opfers abschnitten » bis sehr tief zur Brust herunter, sie legten ihn in heisse Asche, die sie vorsorglich in einem Erdloch zu diesem Zwecke vorbereitet hatten. Nachdem er dort eine gewisse Zeit gelagert hatte, schabten sie das Haar mit Muschelschalen ab und legten ihn wieder zusammen mit den anderen Körperteilen in das Loch, von allen Seiten mit heissen, vorher stark erhitzten Steinen umgeben. Dann deckten sie alles zu, bis es vollkommen geröstet war.»

Obwohl die Fidschier grössere Aufmerksamkeit der Zubereitung und dem Kochen ihrer Speisen schenkten, was mit strenger Reinlichkeit geschah, war das menschliche Fleisch die einzige ^{animalische} Nahrung, die sie in zersetzten Zustände zu sich nahmen. Mehrere frühere weisse Residenten sahen Körper, die aus grosser Entfernung gebracht schon grün vor Fäulnis waren, so dass das Fleisch schon von den ~~Knochen~~ Knochen fiel und trotzdem mit Gier und ungeheurem Vergnügen verspeist wurden.» Weil die Leichen in diesem Zustande nicht mehr getragen werden konnten, verarbeitete man sie zu Pudding.

Lawry berichtet, dass die Fidschier oftmals den menschlichen Körper oder einen Teil desselben eingruben, z.B. die Leber und das Herz, an der Stelle, wo sie ihr mandrai aufbewahrten, solange wie sie wollten. Brauchten sie dieses konservierte Fleisch, gruben sie aus, kochten und assen es. Eine andere Methode menschliches Fleisch zu konservieren erfahren wir aus der » Sidney Gazette and New South Wales Advertiser » vom 11. Dezember 1808. Danach ward das Fleisch auf Vanua Levu halb gebraten. Unter den fidschianischen Kannibalen herrschte allgemein der Glaube, dass das Fleisch des weissen Mannes einen zu unangenehmen Geschmack nach Salz und Tabak besitze, um geniessbar zu sein. »... es schmeckt salzig » erklärten sie zu Calvert. Dies und besonders eine Art Respekt oder Furcht vor seinem mächtigerem Gott bewahrte den Weissen oft davor gefressen zu werden.

Ogleich nach übereinstimmender Meinung das Menschenfleisch sehr schmackhaft war, sah man es nicht für sehr gesund und bekömmlich an. Pritchard sagte: „Der ausgiebige Genuss von Menschenfleisch ruft einen Brechreiz hervor, der nicht leicht vergeht.“ Fräulein Cumming erklärte, dass die Fidschier bei ihren Kannibalenfesten als wichtige Beilage zu ihrem mbokola ein bestimmtes Gemüse servieren, gerade so wie wir Pfefferminzsauce zum Lammbraten oder Beifuss (Artemisia) mit Gans. Diese Zutat war gut, weil Menschenfleisch im höchsten Grade unverdaulich gefunden und dieses Kraut als Regulierungsmittel wirkte. Daher wurde es in jeder Ortschaft angepflanzt, um zum Gebrauch stets zur Hand zu sein.“ Seemann berichtet über den Häuptling Naulum^{my}atua: „Seine Hauptfrau nahm mich mit an sein Grab; seinen Tod beklagend sagte sie, dass er noch am Leben sein könnte, wenn er sich nur dem Genuss von Menschenfleisch enthalten hätte. Obwohl sie beide, Danford und sie selbst, alles was in ihrer Macht stand unternommen hätten, um ihn zu überzeugen, dass seine Gesundheit systematisch durch diese Neigung ruiniert werde. Menschenfleisch ist anscheinend sehr schwierig zu verdauen, sogar der kräftigste und gesundeste Mann leidet für zwei oder drei Tage an Verstopfung nach solchem Kannibalenfest. Wahrscheinlich um den Verdauungsprozess zu unterstützen bei bokola, wie^{man} das Fleisch des toten Menschen bezeichnet, wird immer ein Zusatz an Gemüse gegessen. Hauptsächlich drei Arten sind es, die nach Fidschianischer Ansicht zum bokola gehören - die Blätter des Malawani (Trophis anthropophagorum Seem.), das Tudano (Omalanthus pedicellatus Bth.) und das Borodina (Solanum anthropophagorum Seem.). Die beiden ersten sind mittelgrosse Bäume, in manchen Teilen der Inselgruppe wild wachsend; die Borodina aber ist kultiviert und allgemein gibt es mehrere grosse Büsche davon in der Nähe der Eure-ni-sa (oder Fremdenheim), wohin die Körper der im Kampf Erschlagenen immer gebracht werden. Die Borodina ist ein buschiger Strauch, selten höher als ^{sechs} Fuss, mit dunklem, glänzendem Blattwerk und Beeren in Form, Grösse und Farbe der Tomate ähnelnd. Die Frucht hat eine

schwach aromatischen Geruch und wird manchmal wie Tomatensauce zubereitet. Die Blätter dieser drei Pflanzen wickelt man um das bokola wie die vom Taro um das Schweinefleisch und backt es auf heißen Steinen. Salz wird nicht vergessen."

In Fidschi existieren so viele abgesonderte Stämme verschiedener Herkunft und mit unterschiedlichen Kulturen, dass die Gründe für die Ausübung des Kannibalismus sehr verschieden sind. Diese waren wahrscheinlich um mana, Achtung und Ruhm zu gewinnen, infolge Hungersnöten, Hemmungslosigkeit, Sicherheit, Rache, Religion, Appetit und Verlangen. In manchen Fällen mag für Stämme oder Individuen das Hauptmotiv wohl einerseits Rachegewesen sein; andererseits aber einfacher tierischer Appetit; mitunter eine Kombination von zwei oder ~~zwei~~ mehr Gründen.

1. Ich konnte ausser ein paar kurzen Hinweisen nichts darüber finden, dass die Fidschier Herzen und andere Organe eines mütigen Feindes assen, in dem Glauben, dadurch dessen Mut in sich aufzunehmen. Thompson schreibt 1940²¹ ^d Das Fressen geschieht aus einem Gefühl der Rache und um die Überlegenheit über einen besiegten Feind zu zeigen; ausserdem werden die Körper gefressen, um das "mana eines Feindes zu bekommen." Herrick, einstmals Leiter des Fidschi - Touristenbüros, stellte ungefähr 1927 fest: "Der Fresser meinte alle guten Eigenschaften des Opfers in sich aufzunehmen." Als ich an 'Sala schrieb, um diesen Punkt aufzuhellen, antwortete er, dass sie glaubten, den Mut ihres Feindes dadurch ~~zu~~ zu bekommen. Wenn ein Mann durch das Essen eines berühmten Kriegers Mut gewann, so verlor er andererseits die Tapferkeit beim Genuss eines Feiglings. Lambert zitiert für solch einen Fall ein Beispiel. Hatte ein Häuptling eine Anzahl Gefangener, beorderte er diesen menschlichen Vorrat des Moregens zu sich und wählte sich sein Fleisch aus. Niemand einer von ihnen, was als Beweis von Feigheit galt, rief der Häuptling "Mbula", womit er verächtlich meinte, "Ich schenke Dir das Leben." Kein richtiger Mann ass je das Fleisch der Menner.

2. In vielen Fällen bildete Hungersnot den Anfang für die Verwendung des Menschenfleisches. Tragödien der seefahrenden Weissen sind voll von herzerreissenden Geschichten hungernder Matrosen, die ausloten, wer von der Mannschaft gegessen werden sollte, um das Leben der Gefährten zu retten. Oft mussten die Südseeinsulaner bei ihren mannigfaltigen Reisen vom Kurs abgekommen oder an abgelegenen Inseln gestrandet sein; dadurch entstand dann der Lebensmittelmangel. Solche unglücklichen Schiffbrüchigen waren sicher dazu bereit, sich von einem oder mehreren Gefährten zu ernähren. Erskine vernahm das Gerücht, dass in Notzeiten manche Fidschi - Familien ihre Kinder austauschten, um Fleisch zu einem schrecklichen Mahle zu gewinnen. Lockerby, der 1808 auf Fidschi wohnte, bemerkte über die Mbuans auf Vanua Levu: "die Körper ihrer Feinde und gewisse vegetabile Substanzen, so präpariert dass sie zur Ernährung erhalten bleiben, wenn sie im Fort aufgestapelt sind, waren die einzige Nahrung in Kriegszeiten, wenn die Belagerer alle Vorräte weitgehendst zerstört hatten."
3. Einige Fidschier werden niemals die Hemmung gehabt haben, einen der Ihrigen zu verspeisen. Fleisch, ob menschlich oder tierisch, war da und immer eine willkommene Mahlzeit. Waterhouse hörte die Fidschier z.+. sagen: "Sieben wurden getötet, das siebente war ein Schwein." Dies zeigt, dass der Kadaver eines Schweines ihnen gleichwertig einem Leichnam erschien.
4. Das vierte Motiv für den Kannibalismus war die Sicherheit hauptsächlich der Häuptlinge und Priester, wie das Essen von Schiffbrüchigen zeigt. Es bestand auf den Inseln der allgemeine Grundsatz dass die Schiffbrüchigen, namentlich die "mit Salzwasser in den Augen" erschlagen und gefressen wurden. Diese rauhe Handlungsweise mag eine sehr wirksame Ultraquarantäne gegen Einschleppung ansteckender Krankheiten gewesen sein. Pritchard, der einen sehr alten Mann von Viti Levu befragte, erfuhr: "In alten Zeiten, lange bevor meines Urgrossvater Urgrossvater Priester von Namosi gewesen war, gab es keine Kriege in Fidschi und viel mehr Volk und Dörfer als heute. Die Häuptlinge waren

zufrieden in ihrem eigenen Lande zu leben. Sie wurden nicht eifersüchtig aufeinander. Fremde, die in ihren Kanus nach Fidschi kamen und sagten, sie seien von starken Winden hierher ^{her}geblasen worden - als den Ländern, die ihre Götter ihnen gegeben hatten, - tötete man nicht. Man erlaubte ihnen, unter den Fidschiern zu wohnen, ja sie wurden sogar als Teil der Häuptlingsfamilie betrachtet, in ^{er}dessen Land sie ankamen. Sowie die Kriege in Fidschi begannen, halfen sie den Häuptlingen, bei denen sie lebten. Bald danach verursachten die vom Winde Hergetriebenen grosse Unruhe - sie verschlimmerten die Sachlage ~~mit~~ ^{unter} den Stämmen bei denen sie lebten. Sie wähten sich zu mächtig. Sie waren durch die schweren Stürme des Ozeans gekommen und so dachten sie, sie könnten sich alles erlauben. Einige töteten ^Hhäuptlinge von Fidschi bei denen sie lebten, oder nahmen ihre Frauen, während diese in Kriege mit anderen Stämmen verwickelt waren. Manche von ihnen versuchten sogar selbst die Häuptlingswürde zu erhalten. Sie behaupteten ihre Götter seien mächtiger als die fidschianischen Götter. Dies ergrimte die Priester. Sie erzählten ihren Häuptlingen die Götter wären zornig und hätten befohlen alle, die von anderen Ländern kommen müssen getötet werden. Weiterhin behaupteten sie, die Götter hätten den Fremden ^{er}laubt die Häuptlinge zu töten und ihre Weiber zu nehmen; weil ~~das~~ Häuptlinge ihr Missfallen erregten, denn sie hatten den Fremden erlaubt, im Lande zu wohnen, die Gott nur den Fidschiern zu eigen gegeben hätte. Die Häuptlinge, über den Zorn der Götter beunruhigt, töteten von nun an alle Leute, die in ihren Kanus nach Fidschi ^{her}kamen. Ferner behaupteten die Priester, kein Häuptling würde je nach Barotu kommen, wenn er von einem dieser Fremden aus fernen Landen getötet werden sollte ~~-(das Elysium der Fidschier)~~. Wenn die Häuptlinge den Priestern gehorchten, würden die Götter starke Winde senden, um die Fremden nach Fidschi zu wehen, damit die Häuptlinge sie töten ~~könnten~~ und ihre Kanus und Frauen an sich nehmen könnten. So wurden nun alle Fremden getötet, die nach Fidschi kamen, weil die Götter es befohlen hatten."

Erskine schreibt in seinen Berichten, dass der Brauch hinsichtlich der Schiffbrüchigen den Stamm berechnete, der den Teil der Küste besaß die Mannschaft eines gekenterten Bootes, die sich schwimmend retten wollte, einzufangen und zu fressen. Tonganische Besucher schienen nach Pritchard von diesem Schicksal ausgenommen zu sein. Der Grund mag darin bestehen, dass die Tonganer die Fidschier ermutigten auf ihren Inseln zu siedeln. Durch die Nähe der beiden Inselgruppen heirateten Tonganer und Fidschier oft untereinander; ausserdem pflegten sie wertvolle Güter miteinander auszutauschen.

5. Das wichtigste Motiv für den Kannibalismus war der Wunsch nach Rache. Die grösste Anzahl der Opfer bei weitem kam aus den Reihen der Feinde oder von Übertätern aus dem eigenen Stamm. Seemann meint: „Die Fidschier sehen das Essen des Menschen als den Höhepunkt der Vergeltung an und es ist bis auf den heutigen Tag die grösste Beleidigung, die man einer Person anbieten kann, ihr zu sagen, „Ich will Dich fressen.“ Bei irgendwelchen Unternehmungen, wobei die ~~die~~ nationale Ehre gerächt werden sollte, war es die obliegende Last des Königs und der Häuptlinge - wirklich eine Verpflichtung, ihrem hohen Stande eigen, die dem Lande angetane Schmach durch Verspeisen der Täter zu rächen.“

Ein Mann tötete und briet eine seiner Frauen, erzählt Lawry, „die ihn bei der Zubereitung einer Speise beleidigt hatte. Er ass einen Teil und hing den Rest in einem Baum vor dem Hause auf zur Ansicht für die anderen Frauen; dort verblieb er auch.“

Eine spezielle Art von Taro, kurilangi genannt, wurde Seemann als die Pflanze bezeichnet, die beim Verspeisen eines ganzen Volksstammes benutzt wurde. „Die Geschichte klingt sonderbar, aber eine Anzahl Eingeborenen war bei dem Bericht anwesend, verschiedene bestätigten die Feststellungen oder stellten Irrtümer bei den vorkommenden Namen richtig, die Wahrheit schien unantastbar. Im Innern von Viti Levu, wohl drei Meilen ~~xxxxx~~ N.N.O. von Namosi, wohnte ein Stamm, der unter dem Namen ^{Kai-na-loca} ~~Kai-na-loca~~ bekannt war. In längst vergangenen Tagen hatten sie den Häuptling vom Namosidistrikt sehr beleidigt. Zur Strafe für ihre

Missetat wurde der ganze Stamm zum Sterben verurteilt. Jedes Jahr wurden die Einwohner eines ganzen Hauses gebacken und gefressen, Feuer in das leere Gebäude gelegt und die Fundamente des Besitzes mit kurilagi bepflanzt. Im folgenden Jahr war die ^Reiße des Taro das Signal zur Vernichtung des nächsten Hauses und seiner Bewohner; darauf folgte wieder die Anpflanzung des neuen Tarofeldes. So verschwand Haus auf Haus, Familie auf Familie bis Ratuibuna, Vater des gegenwärtigen Häuptlings Kuruduadua den wenigen Verbliebenen vergab und ihnen erlaubte eines natürlichen Todes zu sterben. Im Jahre 1860 war es nur mehr eine alte Frau, die in ^Cagena wohnte; die einzige Überlebende des Ma-loca-Volkes. Man male sich die Gefühle aus, die das ^aWachsen des ominösen ^aTaros bei diesen unglücklichen Kreaturen auslöste! In allen Dominien des machtvollen Häuptlings, dessen Autorität sie verletzt hatten, war ihr Leben verwirkt. Die Flucht in andere ^Länder, wo sie Fremde waren, würde in jenen Zeiten das Schreckensurteil, das in ihrem Lande ihrer wartete, nur beschleunigt haben. Nichts verblieb ihnen zu tun, als zu wachen, wachen, wachen über die schnelle Entwicklung des kurilagi wenn sich Blatt auf Blatt entfaltete, die Knollen an Grösse und Substanz zunahmen. Wie mussten da ihre Herzen gezittert und ihr Mut sie verlassen haben! Und wenn zuletzt das Laub anfang gelb zu werden, der Taro reifte, was für Todesängste müssen sie ausgestanden haben! Welche Folter war wohl der ihren gleich?»

Lächerlichkeit verschärfte die Rache. Die Kannibalen von Ngau richteten manchmal ihre Opfer auf eine bizarre Art her. Lawry erklärt dazu: » Die Glieder werden in, nennen wir es ungefähr sitzenden Form, zusammengebunden und so verbleiben sie; der Körper wird geröstet wie bei Tieren, indem sie heiße Steine hinein tun. Zum Anrichten richten sie den Körper auf, malen sein Gesicht rot, setzen eine Perücke auf den Kopf, legen eine Keule oder einen Fächer in seine Hände, wie es ihnen gerade Spass bereitet und tragen dann das Ganze als Geschenk zu ihren Freunden, die es dann essen. Bisweilen reisen sie mit diesem Schaustück weit fort, die Vorübergehenden auf dem Wege hätten ihⁿ leicht

mit einem lebendigen Mann in voller Gala verwechseln ^k können."

Diapen, der mit siegreichen Kriegerern heimkehrte, sah sie ihre toten Feinde in zwei regelmässigen Reihen auf ihrem geräumigen Deck anordnen, mit angezogenen Knien auf ihrem Hinterteil dahockend, die Hände gebunden, damit ein Zwischenraum verblieb, durch den eine lange Stange gezogen wurde. So fand ein Körper an dem anderen Halt weil die ganze Reihe Körper in Berührung stand. Diese Gentlemen waren sehr perfekt bei ihrem Geschäft, und kein Wunder; da sie ihre Lehrjahre alle in dieser Weise verbracht hatten, so besaßen sie von jeher eine Fülle an Erfahrungen! Dann gürteten sie diese gewesenen Krieger mit weissen Tapa-schnüren, die über der Brust kreuzweise verliefen, malten ihre Gesichter rot, weiss ^{oder} ~~oder~~ schwarz, auf den Haarschöpfen brachten sie eignen neuen Kopfputz an, genau so, als ob sie noch am Leben waren und sich auf dem Kriegspfade befanden - der Zweck dieses Treibens sollte Verhöhnung nach dem Tode bedeuten - Fidschier sind ausserordentlich rachsüchtig."

In Nandronga räucherte man mitunter Leber und Hände besonders gehasster Feinde. Fühlte der Besitzer Bedauern ~~mit~~ der Person, die von dem Betreffenden getötet worden und dessen Körperteile er konserviert hatte, liess er seinem Hass freien Lauf, indem er das Paket öffnete und eine Portion von dem ^r verhassten Toten kochte und ass. Auf diese Weise befriedigte ~~er~~ ^r seine Rache ein oder zwei Jahre lang, bis alle Körperteile verbraucht waren.

Wie wir sahen, war das Töten eines Feindes nicht genug; er und sein Stamm mussten geschändet werden. Ihn zum Essen zu gebrauchen wurde als grosse Unehre angesehen. Ja, es gab sogar paradoxerweise noch eine grössere Erniedrigung für einen Feind, die schlimmer war, als gefressen zu werden - nämlich, den Leichnam des Gegners aufzuschneiden und die Stücke als nicht gut genug zum Fressen ~~gortzuwerfen~~ Die allerhöchste Rache bestand darin, den Körper zu kochen und ihn dann in dem Erdofen zu belassen, weil er im äussersten Grade Widerwillen und Ekel erregte, um ihn anfassen zu können. Watergouse grub einen dieser

Ofen bei Gartenarbeiten in Mbau aus.

6. Ein anderes Motiv für den Kannibalismus war die Religion. Eine Tradition, auch Waterhouse bekannt, lehrt, dass der menschliche Körper als das wertvollste Opfer, das gefunden werden konnte, den Göttern zuerst angeboten wird. Da die anderen Opfergaben hinterher gegessen werden, pflegte sich dies logischerweise auch auf das Menschenopfer zu erstrecken.

Rüstete ein fidschianischer Stamm zum Kriege, versprachen die Priester den Kriegern Erfolg beim Erschlagen einiger Feinde; die Feinde waren ihnen jedoch nicht einfach von Gott zum Töten gegeben, sondern zum Essen. Eine ähnliche Begründung führte der König von Somosomo im Jahre 1853 an; als er aufgefordert wurde, den Kannibalismus aufzugeben erwiderte er: "Wir müssen die Leichen essen, wenn Thakombau sie uns gibt." In der Regel ist es einem Untergebenen verboten Nahrungsmittel abzuweisen, die ihm ein Höherstehender gab; solche Handlung sah man als schwere Beleidigung an.

Die religiöse Bedeutung eines im Kriege erschlagenen Feindes wird an der Geschichte von John Jackson ^{te} aufgezeigt, der 1840 auf Vanna Levu lebte. "Zuletzt schleppten sie die Leichen zu einem Platz hoch, der zum Herrichten, Kochen und Essen des menschlichen Fleisches benutzt wurde. Der Ort, auf dem ein hoher einsamer "bure kalou" (Tempel eines Gottes) stand, lag hinter dem Dorf, von Bäumen umgeben (meistens Casuarina; ein Haufen wettergebleichter menschlicher Gebeine lag davor. Im Tempel sass der Priester, sein langer Bart hing bis auf den aus Menschenknochen angefertigten Tisch herab, mit Essstäbchen aus demselben Material in den Fingern, deren Nägel eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Zoll besaßen. Auf dem Tische lagen zwei Schädel, die er zum Sanganatrinken gebrauchte; mehrere andere lagen auf der Erde umher. Hinten lehnten einige Musketen mit denen Menschen getötet worden waren, die sie dem Gott zugeeignet hatten, und eine grosse Menge Keulen aller Sorten. In den kurzen rund-köpfigen Keulen sah ich an der Stelle Zähne

stecken, wo man sie den Menschen in den Mund geschlagen hatte. Oberhalb vom Sitzplatz des Priesters befand sich ein Gitterwerk, worauf man einen Arm oder ein Bein legte, damit der Gott nach seinem Belieben davon essen könne, wie der Priester erklärte. Knochen solcher Teile lagen herum, die von Zeit zu Zeit dort niedergelegt wurden, ohne dass irgendeiner daran dachte sie oder irgend etwas anderes, das zu diesem geheiligten Platz gehörte, durcheinander zu bringen.»

Siddons sah vor 1815 einen Priester oder caloo in Tätigkeit:
» bevor der Körper in Stücke zerteilt wird, vollführt der caloo eine lange Zeremonie. Ich ging mit meinem eingeborenen Freund zu dem Priesterhause; er sprach gerade die Beschwörungsformeln. Der caloo hatte einen langen Stab in seinen Händen und nachdem er ein Ende auf den Boden gestellt hatte, bewegte er sich taumelnd leidenschaftlich mit ihm hin und her bis er von der Ausübung ermattet hinsank und die Wärter ihn ins Haus brachten. Er murmelte dann so etwas wie ein Orakel das, wie man mir erklärte, meinte, sie würden in ihren Unternehmungen Erfolg haben; bezüglich des Kampfes, den sie beabsichtigten. Dann ging die Menge zu ihrem toten Feinde und man schnitt ihm mit geschärften Holz- oder Bambusstücken seine Hände am Handgelenk, die Füße am Fussgelenk, die Unterschenkel an den Knien, die Oberschenkel bis zur Lende ab. Die Knochen zerteilten sie mit einer Axt, die sie von einem der Schiffe, das bei den Inseln anlegte, erworben hatten.»

Während eines von Erskine erlebten Festes:» näherte sich das Volk beim Schall der Trommel der Residenz des Königs mit allen Zeichen von Respekt und Ehrerbietung. Kommen Menschenleiber zur Verteilung, hält der König selbst eine Ansprache, was er auch bei dieser Gelegenheit tat. Er bot die Toten seinem Sohne dar und deutete an, die Götter von Fidschi sollten geneigt sein, ihnen Regen etc. zu geben. Sodann erhob sich der Sohn und nahm öffentlich die Gabe an; danach verkündete der Herold laut die Namen der Häuptlinge, die die Körper erhalten sollten... Der Häuptling von Lauthala wurde ihrem Hauptgott zugeweiht, dessen Tempel in der Nähe des Missionshauses stand..... Alle im Kampf erschlagen gegen Feinde werden als natürliche Angelegenheit von den Siegern ge-

gessen, nachdem die Leichen zuerst vorsorglich den Geistern zu eigen gegeben werden."

Bestimmt verknüpfte sich eine gewisse religiöse Scheu mit dem Kannibalismus; dies zeigt die Tatsache, dass nur tabu - Klassen wie Priester, Häuptlinge und Adlige als passend befunden wurden an solchen Festen teilzuhehmen. Den nur als minderwertige Wesen angesehenen Frauen war der Zutritt zum Tempel oder mbure und der Menschenfleischgenuss verboten. Lawry erläutert das tabu : " Frauen ist nicht gestattet Fleisch öffentlich zu sich zu nehmen; aber man sagt, dass die Häuptlingsfrauen privat daran teilnehmen." Waterhouse stellt fest, dass es Frauen allgemein nicht erlaubt sei, Menschenfleisch zu essen. " Ich habe guten Grund zu behaupten, dass gewisse Damen aus Bau reformierte Kannibalinnen sind. Eine an Durchfall erkrankte Dame, die englische Medizin gegen diese Beschwerden erhielt, hatte nachweislich im Geheimen dieser Diät gefröhnt und konnte nicht geheilt werden, bis sie sich dieses Genusses enthielt." Cumming hörte andererseits von einem jungen Häuptling, den er nach dem Gerücht fragte, ob es Frauen nicht erlaubt sein an den Kannibalen festen teilzunehmen: " Ich möchte die Frau sehen, die nicht ihren Anteil ässe." Ohne Zweifel gab es unter den einzelnen Stämmen verschiedene Bräuche.

Der Genuss von Menschenfleisch war dem kaisi, dem gewöhnlichen Volk, verboten, wenn nicht gerade aussergewöhnlich grosse Mengen zur Verfügung standen. Sie hatten aber nach den Festen Gelegenheit, die Knochen abzunagen.

Genau so wie die Fidschier glaubten, der Geist des Mannes, der ^{an} ~~mit~~ dem Hauspfosten mit in die Erde ^{ein} ~~ge~~graben wurde, hielt das Gebäude hoch, opferten sie Menschen wenn ein Kriegskanu vom Stapel lief. Viele dieser Kanus waren gross genug für 300 Krieger. Jedes Opfer wurde an einen Bananenstamm gebunden, um einem eventuellen Widerstand vorzubeugen und dann als menschliche Rolle benutzt. Die Opfer dieser Grausamkeit wurden zu Tode gequetscht, die Eingeweide traten an beiden Enden des Körpers heraus, wie bei einer Kröte, die von einem Fahrzeug

auf der Landstrasse überfahren wurde. Hinterher kochte man die zerfleischten Leichname und verspeiste sie.

Auch Georgy^a Brown dachte, dass der Kannibalismus mit dem » Gefühl einer Pflicht oder Verpflichtung an eine höhere Macht zusammenhänge. In Fidschi gab es zum Beispiel einen Stein, ungefähr 3 Fuss hoch, so weit ich mich erinnere, und 2 Fuss breit, der vor dem heidnischen Haupt-Tempel in Bau stand. Auf dieser Insel sind hunderte von Körpern aufgegessen worden und alle, ob lebend oder tot, wurden zuerst vom Strande hochgeschleift mit dem Gesicht nach unten, und mit dem Kopf gegen den Stein geschlagen, bevor der Körper zum Ofen gebracht wurde. Dies alles war eine Darbietung für die Götter.« Ein Cousin meines Freundes Ratu Charlie erzählte Lambert, dass dieser Opferstein genau vor dem Tempel stand. Er sah wie ein grosser Grabstein aus, mit einer Vertiefung an der Spitze für das Haupt des Opfers. » Vier kräftige Scharfrichter trugen das an einer^h Planke gefesselte Opfer herbei; sie hielten es in der richtigen Lage.« Auf ein Zeichen Thakombaus schlugen sie den Kopf des Opfers geschickt gegen den Stein, auf diese Art schnell die Leiden des Armen beendend.

Der Kannibalismus stand in hoher religiöser Verehrung, dieses spiegelt sich in der Haltung der Kannibalengabeln wieder. Als Seemann sich einige in Namosi besoggte, » stiess ich auf grösste ~~Ablehnung~~ Ablehnung auf sie zu verzichten, sogar gegen guten Gegenwert. Nachdem sie sich davon trennten, zeigten sie offen ihren Widerwillen, dass ich sie herumzeigte. Zuerst hielt ich das für natürlich, weil sie sagten, es wären Erbstücke und die Besitzer wollten sich nicht dem Verdacht aussetzen, mit Dingen wie diesen gehandelt zu haben. Aber als diese Gabeln Leuten gezeigt wurden, die nichts von diesem Handel wussten, nahmen ihre Mienen einen ernsthaften Ausdruck an und sie waren ängstlich darauf bedacht die Gabeln aus ihrem Gesichtskreis, hauptsächlich dem ihrer Kinder zu entfernen. Mein ~~Gebrauch~~ Gebrauch schien ihnen ebenso viel Peinlichkeiten zu bereiten, als wenn ich in eine christliche Kirche gegangen wäre und den Abendmahlskelch zum Wassertrinken benutzt hätte.«

7: Obwohl die Fidschier aus vielfältigen Gründen das erste Stück Fleisch gegessen haben mögen, kamen viele bald auf den Geschmack. Sie bezeichneten das Fleisch als sehr gut und wurden so bald richtige Kannibalen, mehr aus dem Vergnügen heraus, das Fleisch zu essen. Der Missionar Watⁿhouse sprach mit einem Mann, der seine eigene Frau getötet und gefressen ~~hatte~~ hatte. Sogar in einem Dorf, das unter seinem geistlichen Einfluss stand, konnten die Einwohner nicht der Versuchung widerstehen, den Körper einer Frau zu essen, ~~dann~~ sie auf Verlangen ihres Mannes getötet hatten.

Lawry berichtet, dass die Vorliebe für das Fleisch so gross sei, dass sie es oft Freunden zum Geschenk machten, die weit entfernt wohnten. Das Geschenk ass man, trotzdem die Zersetzung schon vor dem Empfang begonnen hatte. » So hoch schätzten sie dieses Nahrungsmittel, dass sie als höchstes Lob für eine Delikatesse die Worte gebrauchten »So zart wie ein toter Mann~~en~~«. Lockerby geriet mitten in einen Stammeskrieg, dabei stellte er fest: » Ich beobachtete, dass keiner dem Verwundeten die Verletzungen verband; sie sagten mir, am nächsten Morgen sollten die Wunden behandelt werden. Bei Morgengrauen brachten die den Verletzten auf Anordnung des caloos und töteten ihn mit einem Keulenschlag auf den Kopf, was seinem Leiden und Dasein ein Ende bereitete. Er war ungefähr fünfzig Jahre alt. Sein Leichnam wurde in Stücke zerschnitten und unter den Häuptlingen verteilt, die sich ein herzhaftes Frühstück davon bereiteten. »

Lockerby berichtet, wie die Fidschier die Fusssohlen über das Feuer halten » und dann die Haut , die fast einen halben Zoll dick ist, abpellen, in derselben Art, wie die Schwarte von einem Schweinefuss abgezogen wird. Der Fuss, der vorher schwarz aussah, erhält durch diese Behandlung eine weisse Farbe. Sie legen das Fleisch, das sie kochen wollen in Töpfe, stellen diese dann in ein Erdloch, das vollkommen mit rotglühenden Steinen und mit grünen Blättern ausgekleidet ist, ~~decken~~ decken alles mit Erde zu und in kurzer Zeit sind ihre Vorräte gar. »

Ein Menschenwesen war häufig nur wenig mehr wert als Nahrungsmittel. Dies wird an dem dramatischen Erlebnis des jungen Jackson auf Vanua Levu, 1840, gezeigt:» Unmittelbar nach all diesem gingen wir hinaus, um die Vorräte zu betrachten, die roh auf einem Haufen zusammengeschichtet lagen. Zu meiner Überraschung sah ich oben auf dem ~~Kam~~haufen eine ~~Junge~~ Frau sitzen, vollkommen eingeölt, ihre Haut mit Blättern verziert, das Gesicht bemalt, ihr Haar phantastisch hergerichtet und mit Blumen besteckt und mit einem neuen, sehr bunten Gewand bekleidet. Sofort fiel mir ein, wozu sie ausersehen war, weil man mir erzählt hatte, dass wenn Vorräte roh an höhere Persönlichkeiten angegeben werden, die Tiere entsprechend lebend sind; da ich genügend Beweise ihres notorischen Kannibalismus erhalten hatte, war ich ganz sicher, sie sollte zusammen mit den ~~Nams~~ ~~xxxxxxx~~ gekocht werden. Unmittelbar kam mir der Gedanke, ich könne ihr Leben retten, weil ich eine bevorzugte Stellung unter ~~ihnen~~ einnahm. Ich begann sie in einer sehr beleidigenden Art zu schelten und verfluchte sie alle sich als kalous [Priester] aufzuspielen und sagte ihnen, ich sei ein aufrechter Mann, der solches Vorgehen verurteile und dass ich den Ersten, der es wage diese Frau zu schlachten, erschiessen wolle. Ich wandte mich dann zu ^{a/}Bon~~p~~vidongo um und sagte ihm, dass er mich von Tui-~~Thakau~~ fortgebracht, so mich alle als Mann angesehen und als ein natürliches Wesen behandelt hätten; solange ich aber bei ihm wolle nur als Neuheit herumgezeigt und man mir nicht einmal eine Frau angeboten hätte. Es sei mehr, als ich aushalten ~~könnte~~, ihn eine junge Frau essen zu sehen, die in meinen Augen lebend so begehrenswert erscheine. Wenn er das Leben des Mädchens nicht schone, wolle ich ihn verlassen.»

Obwohl das Folgende keinen Bezug auf unsere gegenwärtige Studie über Kannibalismus hat, will ich des Lesers Besorgnis über das Schicksal des Mädchens beruhigen^{en} und setze die Geschichte von Jackson fort:» Sie lachten alle und nannten mich einen Papalangi falangene (d.h. weisser Mann mit einem Schwanz) wünscht sich eine Frau, wünscht sich eine Frau

der Ausspruch lief durch das ganze Dorf. Dies erbitterte mich so, dass ich alle Vorsicht um mein Leben verlor. In meiner Raserei stürmte ich ~~im~~ den Yamhaufen empor, reichte dem Mädchen meine Hand, zog sie herunter und leitete sie zu einem Baum. Ich stellte mich mit dem Rücken vor sie, spannte meine Muskete, die ich immer mit einer Ladung Patronen gefüllte trug. Ich stand in Verteidigungsstellung und schwor, ich würde den Ersten erschiessen, der sich mir nähern wollte. Alle brachen in Lachen aus und riefen, sie wären ~~w~~traurig, mich so in Wut zu sehen, aber, fügten sich hinzu: " Watima, watima (sie ist deine Frau, sie ist deine Frau). Nachdem sie für Bonavidongo genug Eigentum gesammelt hatten, nahmen wir Abschied von ihnen und gingen zurück zur Küste; mein Weib nahm ich mit mir. Die ganze Zeit, die ich in Nateva verbrachte blieb sie bei mir und benahm sich sehr dankbar und treu, weil ich ihr das Leben gerettet hatte."

Unser mutiger, junger Bauernbursche Jackson gibt uns einen zweiten Fall an, wo das Menschenfressen nur dem Genuss diene: " Der König [Tui Mativata] war sehr ungeduldig ³ sein Essen zu beginnen und wollte nicht warten, bis es anständig zubereitet war. Er befahl dem Schlächter er möge einfach die Nasen abschneiden, er selber wolle sie unterdessen rösten, bis der Schlächter die anderen Teile zubereitet hätte. Der Schlächter tat, was ihm befohlen und gab die drei Nasenspitzen Seiner Majestät, der sie hastig nahm, sie zum Anwärmen^l auf heisse Steine legte damit er keine Zeit verlor. Die erste liess er kaum durchwärmen, doch während er sie ass, erhitzte sich die zweite etwas mehr, die er dann auch schnell verschlang. Gerade hielt er die dritte in der Hand, da fiel^h sein Blick auf mich, wie ich ihm mit Erstaunen zusah. Er legte es falsch⁷ aus und meinte wohl, ich trüge Verlangen nach diesem Geschmack. Sein grosszügiges Empfinden überwand seine Vorliebe zu seiner Leibspeise und er bot mir sofort die letzte Nase an, die er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt. Er erklärte, er hätte mich vorher nicht bemerkt, sonst hätte er mir eine von den zweien gegeben, die er gerade gegessen habe, die, so bemerkte er, delikat gewesen wären. Aber besser spät als

niemals, sagte er, lief zu mir herüber und versuchte sie mir in den Mund zu stecken."

Auf einer Fahrt zwischen Suva und Singatoka zeigte mir Aloisio einen Platz wo, so behauptete~~er~~, früher die Gefangenen eingesperrt und für die Kannibalenfeste gemästet wurden. Nachsuche in der frühen Literatur der Südsee bewahrheitete Aloisios Feststellung und zeigt, zu welchem Extrem dieser verderbene Appetit der gewöhnlich freundlichen Eingeborenen führen kann: "Die Opferⁿ erklärt Lawry¹, "werden gewöhnlich von einem entfernten Stamm genommen; wenn³ nicht durch Gewalt und Krieg¹ erhielten sie sie zuweilen durch Handel. Nachdem sie für den Zweck ausgewählt, werden sie eine Zeit lang gemästet. Kam die Zeit heran, wo sie geopfert werden sollten, zwang man sie sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden zu setzen, die Arme fest angelegt vor sich. In dieser Haltung werden sie so fest gebunden, dass sie nicht eine Bewegung ausführen oder ein Glied rühren können. Sie werden dann in ~~den~~ den üblichen Ofen auf heiße Steine gesetzt und lebend geröstet. Ist der Körper gekocht und aus dem Ofen genommen, wird das Gesicht geschwärzt, wie es die Eingeborenen bei festlichen Gelegenheiten tun." Mariner, der über Viti Levu sprach, geht fast in zensurpflichtige Einzelheiten: "Von dem Häuptling der Insel wird berichtet, er habe einen bemerkenswerten Appetit auf eine Art, die wir nicht als Beispiel für die übrigen annehmen dürfen. Er besaß nicht die Gewohnheit, seine Gefangenen² unmittelbar zu opfern (er fand sie vielleicht zu zäh für seinen empfindlichen Magen), sondern er ordnete tatsächlich eine Kastration an, damit sie in diesem Zustande zart und fett werden sollten; dann gedachte er sie zu töten und zu verzehren. Hände und Füße, besonders die letzteren, wurden als die leckersten Teile angesehen."

Die im Innern von Viti Levu wohnende Bevölkerung, erzählt Brewster, ernährte sich in der Regel von Gemüse, bekam aber manchmal ein heftiges Verlangen nach tierischer Nahrung. Diese Gier nannten sie kusima. Hatte diese Fleischgier einen Mann befallen, musste sie auf jeden Fall

befriedigt werden, so entstand der Wunsch nach Menschenfleisch." Seemann war der Überzeugung " dass es vereinzelte Eingeborene gibt, wie Naulumatus, die eine krankhafte Vorliebe für Menschenfleisch be~~st~~^{und} und sitzen, ^{und} auch ausreichend Gelegenheit finden, die furchtbare Gier zu befriedigen und nicht mehr mit der Gewohnheit brechen können, ⁺ ~~Trotzdem~~ ihnen der Tod in das Gesicht starrt; so wie ein Gewohnheits-trinker sich nicht von seinem Laster trennen kann."

¹
Alosios Vater erzählte mir, es wäre in früheren Zeiten sogar gefährlich für zwei Freunde gewesen zusammen in die Berge zu gehen, weil der Eine in seiner Gier nach Fleisch den anderen erschlagen und aufessen kann. Als ich fragte, wie dies möglich sei, ohne dass die Verwandte~~des~~ Opfers Vergeltung an dem Mörder üben, erklärte er, dass der Mörder, nachdem er sich eine Woche an dem Leichnam gütlich getan ha~~be~~^{be}, ganz gleichgültig in das Dorf zurückkehren könne. Er berichtet einfach, dass sein Freund ihn im Dschungel verlassen hätte und er nicht wüsste, was aus ihm geworden sei.

Die Missionare bemerkten, dass die Häuptlinge nach Kannibalenfesten "wilder wurden und der übersättigte Blutdurst noch zu wachsen scheint". Nachdem verkommene Weisse die Feuerwaffen eingeführt hatten, schwoll der Vorrat an Leichen so an, dass sogar das gewöhnliche Volk Geschmack daran bekam. Darum waren diese und andere schreckliche Sitten im ersten Teil des neunzehnten Jahrhunderts auf ihrem Höhepunkt.

8. Der Wunsch nach Ansehen und Berühmtheit war ein anderer Anreiz zur Ausübung des Kannibalismus. Lockerby schreibt, dass die Fidschier "kein anderes Menschenfleisch ausser dem der Gefangenen essen, die sie in der Schlacht ergreifen. Sie erheben einen~~n~~^a grösseren Anspruch ^a drauf als wenn sie die Eingefangenen nur töten." Wenn bedeutende Fremde bei zeremoniellen Gelegenheiten unterhalten werden sollten, wurde Seine Magnifizienz der Häuptling oft bei einem menschlichen Opferfest zur Schau gestellt, das hauptsächlich aus entführten Frauen bestand. ~~Feste~~ Feste fanden unter den Häuptlingen häufig statt, zu denen jeder ersucht wurde, ein Schwein mitzubringen. Bei solchen Gelegenheiten lieferte

Tanoa aus Stolz und Prahlerei immer einen menschlichen Körper. Nach Waterhouse essen viele Fidschier Menschfleisch aus Stolz. Kannibalis-
mus wird als männlich betrachtet. „Häuptlinge und Stämme brüsteten sich
mit ihrer Vorliebe dafür, um Furcht in die Gemüter ihrer Nachbarn
zu bringen. Erskine fand ^{es} ~~er~~ war „Ehrensache“ für einen Häuptling
Körper zu einem Fest zu beschaffen. Nach Seemann behaupteten viele
Fidschier es wäre absolut notwendig für grosse Häuptlinge und den
Adel Menschenfleisch zu essen, um die Feinde und die unteren Klassen
in Angst und Schrecken zu versetzen.

Als Seemann Namosi auf Viti Levu besuchte, zählte er nicht weni-
ger als vierhundert Steine um den grossen mbure oder Tempel. Jeder
Stellte einen Körper dar, der in das Dorf zur Nahrung gebracht
worden war. Die grösseren zeigten Häuptlinge an, die kleineren gewöhn-
liche Leute. Nach Aussage der Eingeborenen waren es noch mehr, bis
der Fluss über seine Ufer trat und einige Steine fortgewaschen hatte.

Nicht weit von dem Rasthaus bei Rakiraki, wo ich des Öfteren weilte,
bemerkte ich ein ~~ein~~ Zementgrab, ein primitives ^{den Ort} Monument, zum Andenken an
den verstorbenen Häuptling Undriundri errichtet. Er soll ein regelrech-
tes Ungeheuer gewesen sein. Cumming besuchte ~~am~~ ^{den Ort} 1876, um eine
Reihe kleinerer Steine zu besichtigen, die sich auf eine Entfernung
von ungefähr zweihundert Metern erstreckte. Diese waren die Repräsen-
tanten des mbokola, tatsächlich von Undriundri und dem Häuptling Wanga
Levu gefressen - für jeden ~~Leichnam~~ Leichnam ein Stein! Diese Unholde heben
sich durch die Menge der Menschen, die sie gefressen haben hervor
und hielten tatsächlich den Rekord in der Anzahl solcher Steine.
Fräulein Cumming zählte 872, obwohl schon seit Undriundris Tode, um
1840, wenigstens dreissig entfernt worden waren. Lawry, der Rakiraki
1847 besuchte, erwähnte: „Der verstorbene Häuptling pflegte die Leich-
name einzusalzen und lebte fast ganz von Menschenfleisch, entweder ~~fr~~
frisch oder gepökelt. Durch Herrn Hunt habe ich mir die hölzernen Gabel
mit vier Zinken besorgt, die er zum Essen brauchte.“ Herr Brown
vom Rasthaus erzählte mir viele interessante Lokalgeschichten, die oft

von der netten aber verschlossenen Frau Brown durch kräftige Stösse an das Schienbein unter dem Teetisch, unterdrückt wurden, weil sie anscheinend dachte, ich sei ein Spion. Eine Erzählung, die offenbar nicht unterbrochen wurde, weil sie allgemein in der Gegend bekannt war, berichtete von der Grausamkeit Undriundaris, der eine Frau lebend in einer Schüssel zerschneiden liess, damit nichts von ihrem Blut verloren gehen sollte. Dieses verdorbene Ungeheuer hatte eine üble Berühmtheit unter den Fidschiern erlangt, was beweist, dass er kein typischer Kannibale war.

Wir wissen nun genug über die makabre, jetzt glücklich beendete Epoche des Eingeborenenlebens.

Während unseres Aufenthaltes in Ngaloa kam eines Tages ein Fidschier mit der Nachricht, Aloisios Mutter sei heftig erkrankt und brauche ihn dringend. Der Arzt, der sie behandelte war ein Eingeborener „Doktor“ mit ~~bei~~ Namen Volevole. Aloisio geriet in furchtbare Aufregung und wollte sofort eine Fahrt per Anhalter nach Vatukarasa unternehmen und von dort aus die drei Meilen in das Innere nach Mbelo laufen, ~~der~~ Ansiedlung wo seine Familie wohnte. Ich fürchtete, Volevole könnte ein Zauberer sein, dessen Behandlung mehr tödlich als heilsam auf seine Patienten wirke. Um die Möglichkeit einer Tragödie zu vermeiden, entschloss ich mich herauszufinden, ob er von Medizin etwas verstand, und wenn nicht, zu versuchen einen weissen Arzt zu erreichen, der Aloisios Mutter behandeln sollte. Da David See To mir nichts über Volevole sagen konnte und die Eingeborenen kaum unparteilich in ihrem Urteil über einen fidschianischen Gefährten sein würden, beschloss ich die Situation selbst zu klären. Wir fuhren mit dem Autobus nach der kleinen Stadt Singatoka. Dort erkundigte ich mich nach einem weissen Arzt. An das nahegelegene Hospital verwiesen, mietete ich ein Taxi, und mit Aloisio im Rücksitz, fuhr uns der indische Chauffeur dorthin.

Das Taxi fuhr einen steilen Hügel bergan, wo ich kein Gebäude erkennen konnte, das wie ein Hospital aussah. In Hawaii besitzen die ärmsten Zuckerplantagen ein weiss-gestrichenes, gut eingerichtetes Krankenhaus, jedes von einem sonnigen Garten mit Blumen und Strüchern umgeben. Hier

in Fidschi, eine Kolonie, der viel von ihrem Reichtum von dem Mutterlande und durch die mittellosen englischen Abenteurer ausgezogen wurde, brachte mich der Wagen zu einem verwahrlosten Gebäude, das dringend des Anstriches bedurfte - das Regierungshospital! Weil ich und Aloisio genau wussten dass ein Fidschier kaum dem durchschnittlichen weissen Kolonisten willkommen sein würde, stieg ich die knarrenden Holzstufen des Gebäudes allein hinauf, auf der Suche nach Rat. Da kein Mensch sich auf dem dunklen Flur befand, setzte ich meine Suche nach dem diensthabenden Arzt fort. Ich klopfte an jede Tür, da ich keine Antwort hörte, nahm ich mir die Freiheit in jedes Zimmer zu sehen. Ich erwartete irgend einen zu finden, der vertieft in ein Untersuchungsproblem über Tropenkrankheiten in sein Mikroskop sah. Ich stolperte zum Krankensaal, einem grossen Raum, dessen einziges erlösendes Aussehen aus weit geöffneten Fenstern bestand, durch die ein starker Luftzug wehte. Ein paar billige Feldbetten standen in dem Zimmer, auf jedem lag ein leidender Fidschier oder Inder unter seinem schlecht gespannten, schlaffen, faltigen Moskitonetz. Nie zuvor hatte ich solch ein primitives Hospital gesehen. Was mich am meisten anwiderte, war das verstreute, beschmutzte Polsterpapier auf dem Fussboden, ein Zustand für den es keine Entschuldigung gibt, so arm/selig auch das Institut sein mag.

Ich fragte nun den einzigen, unrasierten, Fidschi Wärter, wo ich den papalangi Doktor finden könnte. Er wies auf ein Haus das weiter hügelwärts lag und sagte, der Arzt wohne dort; vielleicht könne ich ihn zu Hause antreffen. In meinem Bestreben wegen der medizinischen Ausbildung Volevoles Aufklärung zu erhalten, verliess ich das Hospital durch die hintere Tür, und kam an einem kleinen, länglichen Häuschen vorbei, das sich noch in einem schlimmeren Zustande befand als das Krankenhaus, das ich soeben durchwandert hatte. Es sah wie ein Schuppen aus, in dem ein Gärtner seine Pflanzen wieder eintopft. Aber anstatt der Blumentöpfe, sah ich zwischen den geöffneten Türen den Operationstisch stehen, der von den keimtötenden Strahlen der Sonne beleuchtet wurde, die auf seinen isabellfarbigen Leinen-Überzug fielen.

Als ich das Haus erreichte, das oberhalb dieser verwahrlosten Anlage stand, begrüßte mich eine weisse Frau an der Tür, die Ehefrau des Arztes, und rief gleich ihren Mann. Er war ein freundlicher, umgänglicher Schotte. Er beruhigte mich wegen meiner Befürchtungen hinsichtlich Volevoles; Volevole sei einer der besten eingeborenen Praktiker. Obwohl er nicht offiziell als Arzt bestätigt sei, hätte er schon viele Operationen in entlegenen Ortschaften an farbigen, kranken Leuten vorgenommen, wenn nicht gar noch besser als ein ausgebildeter Arzt. Obwohl ich geflissentlich nichts über den abscheulichen Zustand des Regierungshospital sagte, der mich so erschreckt hatte, mein Gesicht muss deutlich genug meine Meinung ausgedrückt haben. Der freundliche Arzt, verlegen und eifrig darauf bedacht mich zu beruhigen, zeigte unwissentlich seine Infektion mit der typisch herzlosen weissen Kolonisations Haltung gegen die farbigen Rassen in Fidischi. Zu seiner Rechtfertigung für den ^{el} Mißstand des Hospitals erklärte er: «Sie wissen, dieses Hospital ist nur für Eingeborene und Inder. Wir schicken die WEISSEN Patienten wo anders hin.»

Weil Britannien im Kriege war, wurden alle ankommenden und abgesandten Briefe in Fidischi zensiert; auch war es allen Abreisenden verboten Notizen oder andere Aufzeichnungen mitzunehmen. Wenn ich mit den besseren «Kolonistentypen» über die unzeitgemässen Zustände und die mittelalterlich anmutenden Methoden in Fidischi diskutierte, sagten sie mir, sie wären machtlos diese berüchtigten Misstände zu beseitigen. Die Wohlfahrt und augenscheinlich sogar die Existenz ^{der} ganzen Inseln sind von dem Kolonialamt in London vergessen worden. Wenn ein Beamter oder Privatmann versuchen wollte das traurige Los der niedergetretenen Eingeborenen und Inder zu verbessern, trat sofort die grosse Körperschaft der Konservativen und Strandläufertypen, sowie die mächtigen Zucker-Interessenten dagegen auf, um die Entwicklung des Planes sofort zu zerstören. Der Beamte fand sich an irgend einen anderen entlegenen Ort versetzt oder von jeglicher Beförderung ausgeschlossen; den Privatmann belästigten sie mit hinterlistigen Repressalien. Wünschte der weisse Resident in Fidischi sein Leben in Frieden zu führen, lernte er bald, dass es das Weiseste

war nichts zu verbessern. Nur mein Bekannter, der Gold-Prospektor, dieser mutige Sonderling, fuhr öffentlich fort für den Liberalismus und für anständige Behandlung der Eingeborenen zu kämpfen und, wie ich schon erwähnte, entging er seiner Verbannung für seine öffentlich ausgesprochenen Ansichten nur wegen seiner Entdeckung der Goldfelder.

Hilferufe aus Fidschi werden wirkungsvoll erstickt, sagten mir verschiedene Kolonisten, aber dass ich, ein Ausländer, wenn ich erst sicher zurück auf amerikanischen Boden sei, die Aufmerksamkeit der zivilisierten Briten ohne Gefahr von Repressalien auf die örtlichen Misstände ziehen könnte, vorausgesetzt, ich würde das Vergnügen Fidschi wieder zu besuchen aufgeben, bis der Einfluss des verherrlichten Ständeküfertums verschwunden sei. Tief erschüttert von dem, was ich gesehen, konnte ich nicht die Wünsche der weissen Kolonisten vergessen. Darum schrieb ich bei meiner Rückkehr nach Hawaii eingehende Informationen an ^{die britisch-}~~an die britisch-~~
~~an die britisch-~~ ^{Kolonial-}~~an die britisch-~~
-en und amerikanischen Gesetzgeber, an Auswanderungsbeamte, das Bureau in London, an Erziehungs- und Anti-Sklaveri-Stiftungen, die Internationale Gesundheitskommission der Rockefeller Stiftung und an andere Einzelpersonen und Gruppen. Die Rockefeller-Stiftung grösstenteils unter der Führung von Lambert, hatte wesentlich die Gesundheit der eingeborenen Bevölkerung gebessert, trotz der Gegenarbeit unbedeutender Bürokraten und anderer Beamter in Suva. Weil dieses Wohlfahrtswerk erst jüngst aufgegeben wurde, bat ich, es wieder fortzusetzen. In der Antwort unterrichtete man mich, dass die Stiftung den Ländern nur hilft, wenn offiziell um Hilfe nachgesucht wird, und Fidschi hätte es verabsäumt. Bis die lethargischen weissen Kolonialbeamten genügend Interesse an den Gesundheitsproblemen ihrer verachteten ^ffarbigen Schützlinge entwickeln, um die Rockefeller Stiftung zu bitten mit ihren ausgedehnten wissenschaftlichen Hilfsquellen wieder nach Fidschi zu kommen, wird die leidende eingeborene und indische Bevölkerung zu sehendst in den irrtümlichen Hospitälern dahinschwinden. Gleichfalls erhielt ich eine nicht-kompromittierende Antwort, auf meine Beschwerde, von dem Kolonialamt in London. Der Brief war von Lord Moyne unterschrieben, der kurz darauf bei seinem Besuch im unruhigen Heiligen Lande durch einen jungen

aufgehetzten Patrioten meuchlings ermordet wurde. Ich war überrascht, dass die Regierung Ihrer Majestät gerade Lord Moyne, mit seinen weitreichenden Whiskey Interessen, ausgewählt hatte Politik zu diktieren, die sich auf das Leben von Millionen unterdrückten Eingeborenen auswirkte.

Als wir in Ngaloa lebten, kam ein hoher Häuptling in Begleitung einiger führender Dorfbewohner in das nächste Haus, wo Peter wohnte, um verschiedene Sachen zu besprechen, die den Ort betrafen. Ich sah sie durch die offene Tür. Sie sassen mit gekreuzten Beinen auf der Erde. Aufgeregt sagte mir Aloisio, dieser Häuptling wäre sein Verwandter und ein im Range höher Stehender. Er hatte ihn seit längerer Zeit nicht gesehen und fragte, ob er ihm nicht mit einer sevu-sevu Zeremonie huldigen könne. Ich erlaubte es ihm natürlich. Dann fragte ich ihn, was er dazu benötige. Er brauche eine getrocknete Yangonawurzel im Werte von 6 Pfennig. Nun liess ich Aloisio nicht die gewöhnliche Form Yangona von Herrn David See To besorgen, sondern ich gab ihm einen Shilling für eine gemahlene Wurzel, ein besseres Geschenk. Mit seinem Yangonapäckchen, welches feinem, staubigen Sägemehl glich, betrat Aloisio die Schilfhütte meines Nachbarn, seine Gabe demütig auf den mattenbedeckten Boden vor seinem Verwandten und Häuptling niederlegend.

Eine Stunde später hörte die Besprechung auf und Aloisio kehrte zurück. Der Häuptling hatte ihm erzählt, dass er im ersten Weltkrieg, auf seinem Wege nach Europa, mit einem Arbeitsbattalion durch Hawaii gekommen wäre, und dass Aloisio glücklich sein könne für einen Amerikaner zu arbeiten. Meine Augen blickten über den Ozean ^{nach dem} entfernten Eiland von Mbenga, während ich meiner täglichen Arbeit, die Pflanzenausbeute zu pressen, nachging. Ich dachte, es wäre nett dort einige Wochen mit Botanisieren zu verbringen, aber die gebrechlichen Segelboote, die gelegentlich von dort mit Eingeborenen beladen zu meinem Strande kamen, schienen mir zu wenig seetüchtig, als dass ich damit eine Fahrt dorthin wagen könnte. Ich hörte dann von X 'Sala und Aloisio die unglaubliche Erzählung, dass die Eingeborenen von Mbenga barfüssig über ~~hot~~ glühende Steine gehen! Dieser Brauch, früher ein religiöser Ritus, war

in den letzten Jahren ein einträgliches Geschäft als Touristenattraktion geworden. Der Feuergang ist keine Besonderheit für Mbenga. Man zeigte ihn schon immer in Raiatea, Tahiti, Indien und Japan. Waterhouse beschreibt 1866 den mythologischen Ursprung des Mbenga Ritus: Der Gott Vu-i-Mbenga konnte verschiedene Gestalten annehmen. „Einmal reiste er in Gestalt eines Aals oder einer Schlange, da wurde er von einem Mann entdeckt, der diesen Aal für sein Essen fangen wollte. Aber das Tier verbarg sich. Der Mann grub, grub, und grub, bis er an einen Zaun kam. 'Schütze Dich, wenn Du kannst', sagte er. 'Du wirst mir doch gehören.' Als er sich seiner Mühe Lohn sichern wollte, sprach der Gott den Wunsch aus, um seine Freilassung zu verhandeln. 'Was willst Du mir dafür geben?' war die Frage. 'Frauen', sagte der Gott. 'Nein.' Zuletzt versprach ihm der Gott die Macht über das Feuer, und beschmierte den Körper des Mannes mit seinem Schaum, ihm dadurch die nötige Macht über das Feuer erteilend. Seitdem zünden die Begleit^{er} grosse Feuer an und gehen unverletzt durch die lodernden Flammen, wo andere sich nicht einmal dem ^{Fl}Flammen nähern können.“

Auf Mbenga graben die Feuergeher eine breite Grube von einem Meter Tiefe und ungefähr zwanzig Meter Durchmesser. Diese wird mit abwechselnden Lagen von grossen flachen Steinen und Holz gefüllt, das früh am Tage angezündet wird. Am Abend umwinden vierzig bis fünfzig Mann die verbleibenden Stämme mit Rankenschlingen die an langen Stangen gebunden^{sind} und ziehen sie fort. Die Steine sind nun glühend rot und werden um den Mittelpunkt der Grube verteilt. Die Feuergeher spazieren barfuss in einer Reihe mit Gesang und leichten Schrittes schnell von einem glühenden Stein zum anderen. Die rote Glut, die nur den unteren Teil ihrer Körper beleuchtet, ruft einen geisterhaften, unheimlichen Effekt hervor.

Das Zusammenwirken von drei Faktoren mag das Feuerlaufen in Mbenga erklären: der Typ des verwendeten Steines, die Dicke der Sohlen des Läufers und genaues Einhalten der Zeit. S.P. Langley studierte das Feuerlaufen in Tahiti; seine Ermittlungen wurden von der Smithsonian Institution 1902 veröffentlicht. Er stellte fest, dass Steine aus bläschenartigem Basalt benutzt wurden. Solch ein Lavastein ist ausserordentlich

porös und ein schlechter Wärmeleiter. Trotzdem er an das eine Ende eines solchen kleinen Gesteinsstückes eine brennende Fackel hielt, konnte er das andere Ende in seinen Fingern halten, ohne sich zu verbrennen. Die mindeste Durchschnittstemperatur des heissesten Steines der oberen Lage in der Grube betrug ungefähr 1,200 Grad; die Oberflächensteine erreichten ohne Zweifel nicht dieselbe Hitze. Ich bezweifle aber doch, dass Langley auf ihnen hätte gehen können. Die Fidschier laufen ihr ganzes Leben barfuss; davon entwickelt sich an ihren Sohlen eine dicke ledrige Hornhautschicht, die relativ unempfindlich gegen Hitze ist. Ein Siedler erzählte mir, dass die Mbengas ihre Fusssohlen an Felsen reiben, damit sich eine ungewöhnlich starke Hornhautschicht bildet. Hinsichtlich der Zeit ist es bekannt, dass man einen Finger in geschmolzenes Blei eintauchen kann ohne sich zu verbrennen, vorausgesetzt, der Finger wird mit genügender Schnelligkeit zurückgezogen. ~~Es~~ ^{Es} ~~Es~~ ^{Es} bildet sich eine Dampfschicht um den Finger, die bis sie vergeht, das Metall von der Haut isoliert. Ähnlich ist der Fidschier, der leicht und schnell über die rotglühenden Steine schreitet durch den Dampf geschützt, der sich durch die natürliche Schweissabsonderung seiner Fusssohlen bildet. Stünde er auf den Steinen still, würde er sich schrecklich verbrennen.

Dies erklärt vielleicht, wie die Feuergeher von Mbenga ihr unheimliches nächtliches Kunststück ausführen auch nicht ganz. Ein Inder aus Kaschmir, Kuda Bux, ~~xxx~~ führte in London unter der Leitung verschiedener Wissenschaftler ein ähnliches Kunststück vor. In diesem Falle lief Herr Bux, dessen Füße nicht hornhäutig waren, hin und zurück durch einen mit brennender Holzkohle gefüllten Graben, dessen Oberflächentemperatur 800 Grad betrug. Als die Ärzte nach der Feuerprobe die Füße von Bux untersuchten, fanden sie dieselben nicht nur unverletzt, sondern sogar ein fünfteil Grad kühler als vor dem Gange. Ein Engländer legte Schuhe und Strümpfe ab und wollte die Bux'sche Vorführung nachahmen. Nach zwei tappenden, schnellen Schritten auf der Holzkohle sprang er mit schlimmen Verbrennungen und Blasen an den Füßen aus dem Graben. Er

musste sich in Krankenhausbehandlung begeben. Wissenschaftler können noch nicht alle Wunder erklären, die Hindu -Fakire zeigen; und das Feuerlaufen der Fidscher von Mbenga dürfte ähnlich unerklärlich sein.

An den Abenden besuchte Aloisio mitunter die eingeborenen Lehrer und Schüler der nahegelegenen Missionsschule. Obwohl er dieser Schule einige Jahre zuvor angehört hatte, hielt er nicht viel von ihr. Er erklärte, der Lehrplan habe hauptsächlich aus einer Art religiöser Unterweisung bestanden, an die er ebenso wenig glaube, wie an die alten fidschianischen Götter, und teilweise aus Märschen den Hügel hinauf zu den Taro- und Kassavafeldern. Auf diesen Hügeln bauten die Schuljungen Gemüse an, das zur Ernährung der Mission diene. Der junge Aloisio, der überladen mit Taro sich auf einem Rückwege zur Mission -den Rücken brach-, verliess die Schule. Seine Unwissenheit im Lesen, Schreiben und Rechnen kann nicht als faires Beispiel für die Unzulänglichkeit der Schule angesehen werden. Bevor er die Schule verliess, sorgte sie dafür, dass seine Verletzung von einem weissen Arzt untersucht wurde. Man sagte ihm, er müsse sterben. Seine besorgten Eltern gaben die Hoffnung nicht auf; sie versuchten jahrelang mit einheimischen Medizinern verschiedenster Art die Verletzung zu heilen. Diese bestanden hauptsächlich aus Behandlungen und Massagen; ausserdem aus Tätowierung von parallelen Linien auf seinem Kreuz. Ich konnte sie immer klar sehen, wenn sein gulu vermutete.

Eines Abends kamen zwei Schullehrer mit ihren Gitarren und einige Schüler uns besuchen. Unsere Arbeit interessierte sie und nachdem sie nach Herzenslust alles besehen hatten, unterhielten sie uns mit Fidschimusik und Gesängen. Aloisio borgte sich von einem Lehrer eine Gitarre und begleitete seinen Gesang in netter Weise. Er wurde dadurch die Hauptperson dieses Stehgreifkonzertes.

Ich wusste bis dahin noch nicht, was für ein talentierter Eingeborenenmusiker Aloisio war. Nun fragte ich ihn über seine Spielkunst aus und ob er selbst eine Gitarre besässe. Er hatte eine, bis der Hurrikans eines der Häuser seines Vaters zerstörte und ^d unter anderem auch

das geliebte Instrument zerquetschend. Kurz darauf kamen wir durch die grosse Ortschaft Singatoka. Da ging ich mit Aloisio in eine Musikalienhandlung und half ihm materiell beim Kauf einer Gitarre, die er selbst aussuchte. Er war sehr gankbar. Von da an verbrachte mein „Fidschischi - Sohn“ seine freie Zeit mit Singen und Spielen der Fidschilieder. Er erklärte, wenn sich irgendetwas ausserordentliches im Leben eines Mannes ereignet, komponiert er oft ein Lied zur Erinnerung an diese Begebenheit. Fand solch ein Lied die Zuneigung der Hörer, zog es wie ein Lauffeuer durch die Ortschaften und wurde schliesslich überall gesungen, wo derselbe Dialekt gesprochen wurde. Ich dachte solche Gesänge sind dasselbe wie die mele, Epen der Hawaier, Gesänge, die mündlich die Geschichte der Rasse überliefern. Aloisio hielt sie jedoch für neue Gesänge. Können neue Volkslieder auf, würden die alten langsam in Vergessenheit geraten. Als ich ihm sagte, ich wolle ihn mit nach Hawaii nehmen, damit er mich die fidschianischen Sitten lehren könne, während ich ihn dafür in den Elementarbegriffen der europäischen Schule unterrichten wollte; plante er, gleich ein Lied über sich selbst zu verfertigen, zur Erinnerung an die kommende Reise mit mir nach Hawaii. Er fügte hinzu, er selbst könne kein Lied komponieren was gut genug dafür sei, aber dass ein Fidschier, unter den Eingeborenen für seine Geschicklichkeit beühmt, es für ihn tun würde.

Aloisios Beliebtheit, seine neue Gitarre, die leuchtenden Laternen, mein harmloses demokratisches Benehmen und mein 10 Uhr Imbiss mit Zwieback und Olsarinen oder die anderen ungewohnten Neuigkeiten zogen langsam die älteren und intelligenteren Schüler in unser Haus. Sie erzählten mir, was sie über die Pflanzen wussten, die ich presste und trocknete. Ich erklärte ihnen dafür einige Grundbegriffe der Botanik.

Ich holte sogar bis in das Gebiet der Zoologie aus, um das Interesse der Schüler zu wecken und sie reagierten mit Begeisterung. Auf alten Zetteln skizzierte ich ihnen einen Tausendfüssler, ihnen die Bauart erklärend, die grundlegend aus zwei Laufbeinen und in Kopfnähe aus modifizierten Beinen pro Segment besteht. Dann zeigte ich, wie durch die Zu-

sammenschlebung der vorderen Segmente, jedes mit einem Paar unveränderter oder modifizierter Beine besetzt, Organismen entstanden wie ihre cura oder Garnfelen und curan oder Langusten. Meine nächste Skizze zeigte, wie die Schwänze solcher Wesen abnahmen. Sie bogen sich spitz zulaufend gegen die Bauchseite hoch, um nun hervorzubringen - einer der gescheiterten Jungen rief plötzlich verständnisvoll ganz richtig »Krabbe«. Ich sprach dann über das einfache Tausendfüßlerbein und zeigte, wie durch Verlängerung eines Stachels am vorletzten Segment das Bein sich in die Schere einer Krabbe verwandelt. Wir diskutierten über Würmer und die Möglichkeit, dass einige durch Zusammenrollen und den »Bay eines Kalkgehäuses« um sich herum, wohl zu Schnecken geworden sein könnten. Wir besprachen die Schuppen von Fischen und Eidechsen; wie die Haut der Eidechsen den kahlen Hühnerfüßen ähnelt und sich ursprünglich durch Zerteilung in Federn verwandelt haben könnte. Von dem Vorderfuss der Eidechse ausgehend zeichnete ich nun die stufenweisen Stadien der Entwicklung der Vogelschwinge. Um meine Behauptung zu beweisen, fischte Aloisie einen Flügel aus unserem Suppentopf. Daran konnte ich den Jungen den scharfen ^{Daumen-}Nagel des Huhnes zeigen. Sie wurden noch erstaunter, als ich mit ein paar Bleistiftstrichen die Abbildung des Eidechsenvorderbeines in das Bild eines Flügels der mbeka, der im fliegenden Fuchs verwandelte. Die Jungen hungerten nach mehr solcher Entdeckungen, die ihnen ganz neue Ausblicke und plausible Wahrheiten eröffneten.

Wie ich später erfuhr, betrat ich unwissentlich geheiligten Boden, als ich die Diskussion über allgemeine Tierkunde verliess und den menschlichen Körper erklärte. Ich sprach über seinen rudimentären Schwanz, dass die Finger- und Zehennägel Fischschuppen ähnelten und die verhältnismässige Zwecklosigkeit unserer Zehen heutzutage und auch über unseren dahinschwindenden Körperhaarwuchs. Das Zimmer war schon dunkel, weil Aloisie die besten Laternen in den Trockner gesetzt hatte. Mein² Zuhörer führen nun fort kluge Fragen aufzuwerfen, noch lange, nachdem ich die flüchtigen Skizzen in ihre eifrigen Hände gegeben hatte. Die

scharfsinnigsten Fragen kamen aus der hinteren Richtung. Ich drehte mich in meinem Stuhl um, damit ich sehen könnte, wer der intelligente Frager sei, konnte aber niemand erkennen. Bei ^eWiderholung der Frage erschreckten mich zwei Reihen weisser Zähne und zwei weissliche Augen, die in der pechschwarzen Dunkelheit zu schweben schienen. Die Haut des Fragestellers war schwärzer als die Nacht. Er war eine Waise und stammte von den Salomonen.

Einige Tage nach dem Besuch der Missionsschüler erschien David See To. Aufgeregt und verlegen sagte er mir, dass ein Chef in Suva an ihn geschrieben hätte, er werde für einige Monate nach Ngaloa kommen. Er brauche den alten Laden selbst und bedaure, dass ich ihn räumen müsse. So hatte man einen harmlosen Grund, meinen unerwünschten Biologieunterricht der Missionsschüler zu beenden.

K a p i t e l XVII

Das Tambua

Verschiedenen meiner Laternen brachen zusammen, so fuhr ich mit dem Bus nach Suva um ein paar neue zu kaufen, und Ersatzteile zu besorgen. Bei meiner Suche betrat ich einen altmodischen, schmutzigen, chinesischen Laden für Schiffsbedarfsartikel. Dort sah ich an geflochtenen Kokosfaserschnüren an die ~~Stände~~ unordentlichen Regale genagelt einige dunkle, elfenbeinfarbige, starke, sieben bis zwölf cm lange krumme Zapfen hängen. Ich fragte den chinesischen Verkäufer was diese seltsamen Dinge seien. Sie hiessen »gambua« und waren Fischzähne für die Fidschianer, wenn sie auf Brautschau gehen, und kosten zwei bis drei Pfund pro Stück. Nach kurzer Überlegung kaufte ich einen billigeren gambua. Wie ich später erfuhr, ist es der Zahn des Spernwales.

Bei meiner Rückkehr zeigte ich Aloisio meinen fidschianischen

Schatz, die Schönheit beeindruckte ihn sehr. Er erklärte mir: will ein fidschianischer Jüngling ein Mädchen heiraten, gibt er den tambua ihrem Vater, wenn er um die Hand des Mädchens anhält. Nimmt der Vater das Geschenk an, bedeutet es die Gewährung der Bitte. Von Lawry erfahren wir: Frauen, sowie anderer Besitz, können nach Belieben verkauft werden; der übliche Preis ist ein Walfischzahn oder eine Muskete. Der tambua ist mit vielen religiösen Vorstellungen verknüpft und wechselte nur bei zeremoniellen Anlässen seinen Besitzer. Nach Waterhouse wurden Sühneopfer an die Götter, Unterhandlungen und Heiratsversprechen, Verhandlungen über Kriege in alten Tagen mit der kleinen weissen Kaurimuschel mbuli-leka vollzogen, wie sehr alte Überlieferungen bezeugen. Um 1750 begann dann der Walfischzahn die Beliebtheit der Kauri zu verdrängen. In früheren Zeiten erhielten sie die Fidschier von den Tonganern für Kanubageschäfte, von den Weissen für Sandelholz und heutzutage gelegentlich von chinesischen Ladenbesitzern im Tausch gegen Trochusschnecken, Perlen und Schildpatt. Obwohl man den tambua hoch schätzte und früher noch mehr bemerkt Seemann, haben die Fidschier nie den Walfang in irgend einer Form betrieben und scheinen ihren Bestand immer von ausländischen Händlern erworben zu haben.

Tambua variieren nicht nur in Form und Aussehen, sondern auch in der Farbe von weiss-schimmernden Elfenbein bis zur Bernsteintönung. Die dunkleren Zähne haben viel Bearbeitung und Einölen durchmachen müssen und sind wahrscheinlich in vielen wichtigen Transaktionen benutzt worden. Darum, wie schon Diapea bemerkte, waren die Gelben wertvoller als die Weissen, gerade so wie Gold von den Europäern mehr geschätzt wird als Silber.

Während eines Stammeskrieges auf Vanua Levu im Jahre 1840 rettete Jackson das Leben eines Gefangenen und schenkte ihm später die Freiheit. Der dankbare Eingeborene erzählt Jackson: versprach wieder zu kommen, wenn er "kaka ka ni bula" (Bezahlung für sein Leben gesammelt hätte) und sie mir zu bringen, bevor wir nach Nateda zurückgingen. Nach ein paar Tagen hielt er sein Versprechen und kam mit einer Kanu-

ladung zur Vergütung an unter der sich einige gute Schweine befanden; ausserdem brachte er fünf oder sechs "tambuadamu" (rote Walfischzähne) die wie Geld benutzt werden, allerdings in anderer Art, weil kein bestimmter Wert dafür festgesetzt ist; aber in diesem Lande sind sie unschätzbar, weil ^{von} ~~ihnen~~ ihrem Tausch Leben und Tod abhängt, besonders von der Roten. Ich lernte den Unterschied zwischen den weissen und roten Zähnen zu betrachten wie den Unterschied zwischen Shillingen und Sovereigns, zwanzig Weisse kommen auf einen Roten. Die roten Zähne haben ihre Farbe durch jahrelange Behandlung und Ölung erhalten. Man sagte mir immer, sie wären von den Tonganern nach Fidschi gebracht worden, die sie auch zuerst einführten und von denen die Fidschier die Kunst des Doppelkanubaues lernten."

Nach Brewster betrachten die Fidschier ihre tambua ebenso liebevoll, wie die kleinen Mädchen ihre Puppen. Sie bewundern sie und sprechen über ihre Schönheit. " Sie bewahren sie in einem besonderen Korb auf und legen einen symmetrischen Kiesel hinein. Der letztere wird Tinai ni Tambua genannt, oder die Mutter der walfischzähne. Sie sind so einsam und sich selbst überlassen und werden in der Nacht schreien, darum geben sie ihnen eine Mutter, die sie zum Schweigen bringt und tröstet. Diese Steine werden durch fortgesetztes Polieren und Ölen ^{sehr} hübsch."

→ Cumming berichtet über ihre Erfahrungen 1875: " Auf grossen Festen werden die Familienjuwelen zur Schau gestellt. Diese bestehen aus Walfischzahnhalsketten, die grob mit Kokosfasern zusammengebunden sind ~~aus~~ oder ~~oder~~ aus sorgfältig geschnittenen Streifen, wie Miniatur-Elefantenzähne, hochglänzend poliert, in der Form eines grossen Kolliers aufgezogen und mit den Spitzen nach aussen wie eine Halskrause getragen wird. Die Durchschnittslänge eines jeden Zahnes beträgt ungefähr sechs Zoll; aber ~~manche~~ Halsketten, die als Erbstücke geschätzt ~~werden~~, sind fast doppelt so gross und alle Zähne wundervoll regelmässig.

Der Effekt ist ausserordentlich malerisch, wenn sie von einem Häuptling in vollem Schmuck getragen wird; obwohl kaum so gut aussehend wie der grosse gebogene Eberzahn, der mitunter einen doppelten Kreis beschreibt und vom Halse herunterhängt, so einen wunderbaren Kontrast zwischen dem weissen Elfenbein und der prächtigen braunen Hautfarbe bildend. Der künstlerischste und ungewöhnlichste Schmuck eines Fidschihäuptlings bestand aus einer Brustplatte, sechs bis zehn Zoll im Durchmesser, die aus polierten, geschnittenen, mit Intarsien aus Perlmuschel verzierten Walfischzähnen hergestellt war, alles wundervoll zusammengefügt. Dieses, wie alle Eingeborenenarbeiten, ob es Holz- oder Elfenbeinschnitzereien sind, rufen nicht nur Bewunderung hervor, sondern erregen Erstaunen für das geduldige Genie, das solche Ergebnisse hervorbringen konnte mit den einfachen Werkzeugen, die das Volk bis dahin besass und dem Metalle unbekannt waren...."

Bietet ein Fidschier einem anderen ein ^ttambua an, kann dieser das Geschenk zurückweisen; wenn er es annimmt, muss er erfüllen, was der Geber als Gunst verlangt. Ein Anliegen mit der zeremoniellen Überreichung eines tambua verbunden, fand Thompson, konnte nicht ohne Prestigeverlust abgelehnt werden. Seemann erfuhr: "In früheren Tagen gab es keine Gunst, die der Häuptling ablehnte, wenn ihm eine Anzahl dieser Zähne angeboten wurde." Starb der Gatte ~~xxxx~~, ~~xxxx~~ konnte die Witwe, die nicht erwürgt worden war, meistens zu ihrem eigenen Volk zurückkehren. Ihr Bruder oder ein anderes hochstehendes Mitglied ihres Stammes überreichte dann dem ~~xxxx~~ Stamme ihres verstorbenen Gatten für die Erlaubnis einen tambua oder eine andere Kostbarkeit. Als ^cFritchard eine Gruppe eingeborener Siedler von dem Land eines Weissen entfernen wollte, berief er drei von den einflussreichsten Eingeborenen zu einer Konferenz ein. Bei einer Schale Yangona und mit dem Geschenk eines tambua an jeden der drei Männer schlug er die Streitfrage nieder, da die Annahme der drei Walfischzähne als Vertrauensbeweis galt. Wären die Zähne abgelehnt worden, hätte Fritchard weiterer Ärger erwartet.

Besiegte Thakombau einen Stamm, näherten sich einige hochstehende

Persönlichkeiten auf Knien rutschend dem Sieger, ^{war} es die Sitte erforderte. Zuerst boten sie ihm zur Busse tambua, dann überreichten sie Körbe voll Erde, um die völlige Unterwerfung ihres Landes damit auszu-
zudrücken.

Wenn ein hoher Häuptling, ein Nachkomme des göttlichen Vorfahren, einen Ort besuchte, so erzählte mir 'Sala, führten die Einwohner den ngalongilovi Ritus aus. Sie schwammen dem Boot entgegen, ehe es landete und in moder~~nen~~en Zeiten empfangen sie ihn~~n~~ in seinem Auto. Sie überreichten ein zeremonielles Geschenk von ein oder zwei tambua. Beim Betreten des Hauses vollführten sie die sevusevu Zeremonie, womit auch Aloisio seinen Häuptling ehrte, mit Yangonatrinken. Nachdem der Häuptling, der in der Mitte des Hauses dem Yangonagefäß gegenüber sass, einen Becher Yangona getrunken hatte, rief jeder der Anwesenden amathe aus und klatschte in die Hände. Alle Männer im Hause hörten mit Sprechen und Rauchen auf; kein Neuankömmling durfte mehr das Haus betreten. Sollte doch irgend einer wagen, während der Willkommenszeremonie zu sprechen oder zu rauchen, pflegte ein besonderer keulenbewaffneter Wächter ndrauandra genannt, ihn sofort für seine Unhöflichkeit zu erschlagen. Ein meke oder Sitztanz folgte.

Esala Valembula erzählte mir viel über Eingeborenensitten, über die Verwendung ^{der} verschiedenster Pflanzen; doch durch meine unerwartete^z, plötzliche Abreise aus Ngaloa, fehlte ihm die Gelegenheit, mir die Pflanzenexemplare zu bringen, über die wir uns unterhalten hatten. Ohne Material und ohne Kenntnis der Sprache war ich nicht mehr imstande, die meisten von ihnen mit Sicherheit zu identifizieren. Hier noch einwige von 'Sala's Randbemerkungen: Der tambua ist des Fidschiers Geld. Solltest Du den Tod eines Feindes wünschen oder das Niederbrennen einer koro oder Ortschaft, gibst Du den ^{tup} Tambua irgendjemand oder irgendeinem koro, der dann den Mord oder die Vernichtung des Ortes für Dich besorgt. Der gelbliche ^t Tambua ist bis auf den heutigen Tag noch der wertvollste Besitz der Fidschier. Er dient als Tauschobjekt, ebenso ein bequemes Mittel Reichtum zu bewahren und aufzuspeichern, aber dem Gelde

unähnlich ist er heilig.

→ Wünschte ein Fidschier in früheren Zeiten den Tod eines Feindes, nahm er selber, oder ein Priester für ihn, eine Schale Yangona, hielt sie hoch über seinen Kopf und flehte zu einem seiner Götter, er möge seinen Feind vernichten. Hatte er den Haigott gewählt, goss er an der Küste die Yangona aus, war es jedoch ein anderer Gott, dem ein anderer Platz zugeeignet war, so goss er z.B. die Flüssigkeit gegen die Pfosten seines eigenen Hauses. Nach dieser Zauberformel, sogar wenn das Opfer nichts davon wusste, erkrankte es und starb nach ungefähr einem Monat. Erkrankte ein Fidschier aus keinem ersichtlichen Grunde, bestand immer die Annahme, dass irgend jemand ihn mit dem Yangonafluch verzaubert hatte. Er ging in diesem Falle zu seinem Priester und bot ihm eine Yangonawurzel mit den Worten: „Bitte finde heraus, was mit mir los ist.“ Der Priester zerstampfte sie und bereitete die Yangona zu. Nach dem Trinken erklärte der Priester, dass die Krankheit des Mannes wahrscheinlich von einem Ärger herrühre, den er mit einem anderen gehabt hätte; der Feind hätte ihn sicher verflucht und Yangona auf die Erde gegossen. Um sich zu retten brachte das erschreckte Opfer am nächsten Tage wieder eine Yangona zum Geschenke. Nach der Zubereitung der zweiten Yangonaschale rief der Priester aus: „Das ist Yangona des kranken Mannes. Oh, Gott rette ihn vor des anderen Mannes Yangona und wende den Fluch auf den, der die Yangona ausgegossen hat.“ Dies endete damit, dass der Priester die Yangona trank. Nach ein paar Tagen oder Wochen starb der Mann, von dem der Fluch ausging,“ so berichtete 'Sala.

Die Fidschier glaubten an einen Geist, der angeben konnte, aus welcher Richtung der Feind kam. Der Geist offenbarte seine Warnung in dem Gesang eines Vogels oder dem Knarren eines Baumes. Die Fidschier fertigten täglich Yangona an und gossen ein Trankopfer zu Ehren des Geistes aus. Die eingezäunte koro oder Ortschaft umgab zum Schutz ein Wassergraben, der mit Speeren aus scharf angespitzten Bambus angefüllt war. Sie besass zwei Eingänge, jeder von zwei starken Männern

als Schildwache und dem Geist bewacht. Traf der Feind Vorbereitungen zum Angriff, gab der freundliche Geist ein Warnsignal. Daraufhin schlugen die Schildwachen Alarm, damit sich die Einwohner bewaffneten. In solchen Schlachten fochten die Fidschier mit Keulen, Speeren, Wurfsäxten, Pfeilen und Bogen. Wurden Feinde gefangen genommen, sperrten sie sie an einem besonderen Platze ein. Jeden Tag nahmen sie einen Mann heraus und assen ihn; äusserte der Häuptling den Wunsch ein Feindesherz essen zu wollen, wurde ein Gefangener geschlachtet, der Häuptling erhielt das Herz, die Bevölkerung den Rest des mbokola zum verspeisen.

» Verweigert ein gewöhnlicher Mann dem Häuptling den Gehorsam, wird er getötet, begraben oder gegessen. Kommt ein Besucher in einen koro veranstalten die Einwohner ein Fest zu seinen Ehren.»

Gingen die Fidschier zur Gartenarbeit nach draussen, trugen sie nur einen Lendenschurz aus masi. Weder Regen noch die heisse Sonne unterbrachen ihre Arbeit. »Ihr hauptsächlichsten Nahrungsmittel sind ndalo (Colocasia esculenta), Tapioka oder Kassava (Manihot utilissima), kumala oder süsse Kartoffel, von der sie im Gegensatz zu den Philippinas nicht die Blätter essen, Yam (Dioscorea sps) und Bananen oder vundi (Musa paradisiaca). Sie essen Fische und Vögel. Als Gemüse essen sie ndalo Blätter, mbele (Hibiscus esculentus), lauaki (ein Farn), malasan (?), turalo (wahrscheinlich Athyrium esculentum; nicht Tectaria degeneri), motha (eine Wasserpflanze), warumundrau (ein Farn) und watandra (eine Aronstabpflanze). Für Getränke haben sie Yangona, yaka (aus den Wurzeln einer ~~Kakke~~ Schlingpflanze, Pachyrrhizus?), niu oder Kokosnuss, ndovu oder Zuckerrohr usw. Sie essen nicht so häufig wie die Weissen. Sie stehen morgens gegen sechs Uhr auf, essen ein gutes Frühstück gegen neun Uhr und nehmen dann nichts mehr bis zu ihrer Schlussmahlzeit am Abend gegen sieben Uhr zu sich.

Die Fidschier, nach 'Sala; wussten viel über die Heilpflanzen im »Busch«. Yangonablätter, über dem Feuer welk gemacht und als Kräuterpflaster gebbraucht, wären das beste Heilmittel gegen Furunkulose; während das Kokosnusswasser die beste Medizin gegen Durchfall sei. Als Hustenhe-

heilmittel tranken sie die Flüssigkeit aus der zerquetschten mit Wasser vermischten ndalasika (?) Wurzel; gegen Nierenschmerzen pressten sie die Blätter von sanasamaloa (?) in Wasser aus. Gegen Mundschleimhautentzündung assen sie die Blätter von ngalobongi (?). Gegen Kopfschmerzen zermalmten sie die Blätter des totondro (?) bevor sie sie auf die Stirne legten. Hätte ich noch ein wenig~~er~~ länger in Ngaloa verweilen können, würde ich die so bezeichneten Pflanzenarten zur genauen Identifizierung von 'Sala erhalten haben, denn er versprach mir, sie für mich zu beschaffen.

Knaben und Mädchen gingen bis zum zehnten Lebensjahre nackt. Kommt die Zeit, wo der Knabe beginnt Kleidung zu tragen, begeht die Bevölkerung ein Fest. „Knaben“, bemerkte 'Sala mit berechneten Nicken seines Kopfes, „Ja, sie werden beschnitten.“

Bei meinen Wanderungen in den ländlichen Bezirken Fidschis, bemerkte ich, dass die jungen Knaben und Mädchen in den Siedlungen und Dörfern vollkommen nackt herumbummelten. Diejenigen, die in einem Hemd und sonst nichts spielten, fühlten sich ausserordentlich stolz so gut angezogen zu sein. Ältere Knaben und Mädchen trugen im allgemeinen ein altes Handtuch oder einen Zuckersack um ihre Hüften, zeigten aber keine Verlegenheit beim Tummeln im Ozean oder in den Flüssen, wenn sie dabei nackt gesehen wurden. Als das Wasser in dem Autobus in dem ich fuhr, kochte, stoppten wir an einem kleinen Flüsschen, um frisches Wasser zu tanken. Wir stiessen fast mit den Ellbogen an ein gänzlich nacktes, ebenholzschwarzes Mädchen das sich schon der Reife näherte. Nach dem Austausch freundlicher Grüsse auf fidschianisch, setzte sie ihr Kleiderwaschen fort und wir mit dem Tanken unseres Kühlers. Als ich schliesslich bemerkte, wie ungewöhnlich die Situation gewesen war, war ich überrascht, dass keiner, das Mädchen oder ich, noch die anderen Fahrgäste irgendwie Verlegenheit gezeigt hatten. Unbewusst schien ihr Zustand vollkommen natürlich, logisch und anständig zu sein. Dies erinnert mich an einen ehemaligen Schühler von mir in Hawaii von japanischer Abkunft, als er erklärte, wie in Japan und sogar auf den hawaiischen Plantagen Männer, Frauen und Kinder zusammen öffentlich nackt baden. „Im Bade sehen die

Augen nichts."

Betreffs der Sitte des Fidschiers bekleidet oder nackt zu gehen, wie 'Sala erwähnte, finden wir bestätigende und detaillierte Berichte von früheren Reisenden und Residenten. Colvocoresses stellte fest: "Kinder beiderlei Geschlechts gehen bis zum Pubertätsalter völlig nackt." "Auf den Fidschiinseln", sagt Mariner, "gehen die Knaben und Mädchen ganz nackt, die Mädchen bis ungefähr zum zehnten Lebensjahr, die Knaben bis ungefähr zum vierzehnten. Danach tragen die Mädchen die Kleidung der Frauen, die bloss aus einer Art rundem Schurz besteht, vielleicht ein Fuss oder vierzehn Zoll breit, der rund um die Taille getragen wird; werden sie älter, wird er ungefähr ein einhalb Fuss verbreitert." Patterson bemerkte im Jahre 1808: "Das Gewand der Frauen besteht aus ² ~~zwei~~ ^{ein} ~~zwei~~ ^{ein} ungefähr sechs Zoll breiten Bänder, das lang genug ist, um rund um die Taille getragen zu werden, seltsam und zierlich aus Gras und Rinde in verschiedenen Farben gearbeitet, leky [liku] genannt. Sie ^{fe} ~~bestigen~~ ^{bestigen} ihn um ihre Mitte mit einem Büschel Gras, das sechs Zoll lang vorn herabhängt." Im Alter von vierzehn Jahren beginnen die Knaben ihrerseits das Lendentuch oder malo zu tragen. Dies wird mehrere Male um die Taille gewunden, ein Ende zwischen den Beinen durchgezogen. Mit dem Kommen der Tonganer und der weissen Missionare wurde die sehr kurze Nationalkleidung der Fidschier durch den rockartigen sulu ersetzt, die Nationaltracht der Tonganer.

Lockerby und Lawry bezeugen, dass die Söhne und Töchter der Häuptlinge keine Bekleidung tragen durften. Bis sie erwachsen waren gingen sie ganz nackt, "ein Unterscheidungsmerkmal ihrer königlichen Abkunft." Die unglückliche Tochter musste, um die Zartheit und Blässe ihrer Haut zu bewahren, bis zum Sonnenuntergang eingesperrt im Hause verbleiben.

In Lau fand Thompson in 1940, dass die Knaben über sechs Jahre einen sulu trugen, der fast bis zu den Knien reichte. Diese waren aus Koton, Säcken, magi, oder Blättern hergestellt. Auf Viti Levu, wo ich an der Landstrasse das Auto stoppte, um eine Hand ^c Shina, wie die eingeführte Banana heisst, zu kaufen, stand ein nackter Knabe, der unruhig

herum zappelte bis er ein Bananenblatt abreissen konnte das er um seine Hüften wie eine Schurze wand.

Für einen fidschianischen Knaben bedeutet das Tragen seines ersten malo einen Höhepunkt in seinem Leben. Im Falle eines ältesten Häuptlingssohnes brachte die Zeremonie oft die Opferung einer oder mehrerer Menschen mit sich. Seemann berichtet von Viti Levu 1860: » Alle jungen Knaben von Navua befanden sich im Zustande völliger Nacktheit; auf Befragen erfuhr ich, dass man die Vorbereitungen traf, um ^{den} ~~den~~ Eintritt von Kuruduaduas ältestem Sohn in das Mannestum zu feiern; und das bis dahin weder der junge Häuptling noch seine Spielgefährten die sparsame Bekleidung die den Fidschiern eigen ist, tragen durften. Suvana, ein aufsässiges Dorf, aus fast 500 Einwohnern bestehend, war dazu bestimmt bei dieser Gelegenheit geopfert zu werden« konstatiert Seemann, obgleich Frau Smythe behauptet es hätte sich nur um ein oder zwei Menschen gehandelt, die getötet werden sollten. »Nach Abschluss der Vorbereitung für das Fest,« fährt Seemann fort, »wurde der Tag festgesetzt, an dem Kuruduadua und seine Krieger einen Überfall auf die Stadt unternehmen, und die Bevölkerung unterschiedlos mit Keulen erschlagen sollten. Die Leichname sollten zu einem Hügel aufgeschichtet werden, auf dessen Spitze ein lebender Sklave auf seinem Rückenⁿ läge. Der junge Häuptling würde dann das grauenhafte Schaffott besteigen, auf der Brust des Sklaven stehend in seiner erhobenen Hand eine grosse Keule oder Flinte, während die Priester ihre Götter anriefen, und die Zukunft des zukünftigen Kriegers ihren besonderen Schutz anempfählen; sie beten er möge alle Feinde des Stammes töten und niemals in der Schlacht geschlagen werden. Ein Hoch- und Freudengeschrei der Menge würde das Gebet beschliessen. Zwei Onkel des Knaben sollten dann den Menschenhaufen besteigen und ihn mit dem malo, oder Gürtel, aus ^{schneeweissen} ~~schneeweissen~~ Tapa bekleiden. Die Menge würde abermals die Götter anrufen, ihn zu einen grossen Eroberer zu machen, zu einem Schrecken für alle, die Feindschaft gegen Navua hegten. Der malo bestünde bei dieser Gelegenheit aus einer Länge von vielleicht zweihundert Yard Länge und sechs oder acht Zoll Breite. Wenn er um den Körper gewickelt ist, kann der Jüngling kaum noch gesehen

werden, und keiner ausser einem Onkel darf ihn entkleiden."

Waterhouse beschreibt eine ähnliche Zeremonie auf Mbau: "Unten auf der nächsten Strasse probiert ein junger Häuptling zum ersten Mal, seit er geboren wurde, einen schmalen Streifen Eingeborenen-Kattuns an, als Zeichen dass er sich von jetzt an für einen Mann hält. Er stand auf dem Körper eines getöteten Mannes der als Schrittstein für die Zeremonie des Tages diente."

Als Diapa ungefähr 1845 der Tochter eines Unterhäuptling Tuch gab, "riss sie sechs bis acht Meter ab, um ihren Bruder sofort nach der gewohnten Sitte bei der sie Tappa oder Masi gebrauchen, auszustatten. Da er ein Häuptlingssohn war, gestaltete er es zu einer Schleppe, die gewöhnliche Jünglinge nicht zu tragen wagen. Er zeigte seine Wichtigkeit sofort in dem er die Schleppe durch den Schmutz des ganzen Dorfes zog, so glücklich wie ein Hund mit zwei Schwänzen! Sie bereiteten dann ein kleines Fest für mich, da er durch mich zum ersten Mal zu einer Hose gekommen und dadurch besonders frühzeitig in das Mannesalter eingetreten war, da sein bisheriger völlig nackter Zustand von nun an nur noch teilweise bestand. Diese Metamorphose wird immer von einem zeremoniellen Freudenfest begleitet, so mit Austausch von Geschenken, einem Tanz, etc., ausserdem einer Einsegnung. Dieser Wechsel wird immer als wichtig betrachtet."

Seemann beobachtete: "Die spärliche Bekleidung beiderlei Geschlechter besteht, wie ich vorher erwähnte, nur aus einem maro für den Mann und ~~er~~ aus einem kurzen Unterrock für die Frauen, liku genannt. Das Tragen wird als Anstandssache begründet, als wenn es aus vielen Kleidungsstücken des zivilisierten Lebens bestünde; nie würde solch ein Anblick wie ein nackter Mann oder eine nackte Frau für einen Augenblick geduldet werden."

Frauen, gleich weiche Hautfarbe sie besitzen, sind glücklicher-^{esten}weise eifrig bestrebt sich nach der neuesten Mode zu kleiden. Der ursprüngliche schmale Gürtel, oder liku, ist seit den Missionarstagen in abgelegenen Gegenden gegen den unterrockartigen sulu ausgetauscht worden, und in besuchteren Gegenden gegen Hemd und Bluse. Oben entblösst, mitunter winden junge Frauen den oberen Teil ihres sulus in koketter

Art ein paar Zoll breit unter ihre Hüften, um die graziöse Linie zu betonen. Der ¹liku wird nicht mehr getragen; ich habe nie einen gesehen. Man stellte ihn aus derbinneren Rind² des vau (Pariti) und von den Blättern des voivoi (Pandanus) her.

^cMich überraschten die Feststellungen früher Schriftsteller dass sie einige besonders schöne liku gesehen hatten, aus den schwarzen, ross^t haarähnlichen Mycel-Fasern eines Pilzes gemacht, einstweilig von ihnen als Rhizomorpha identifiziert. So berichteten Williams und Calvert zum Beispiel, im Jahre 1859: «dass eine Variante dieser Kleidung aus den Stengeln eines Parasiten, genannt waloa, angefertigt wird, die, wenn sie im Gebrauch sind, leuchtend pechkohlschwarz aussehen und sehr biegsam sind.» Frau Smythe, die den Navua Fluss auf Viti Lāvu 1860 besuchte, schrieb: «Drei Meilen weiter aufwärts mündet der kleine Strom Wai-ni-Kavika in den Navua, in einer tiefen Schlucht am rechten Ufer. In der Nachbarschaft des Flusses findet man die waloa Pflanze, die die lange Franse des am meisten bewunderten Kilt bildet. Wegen ihrer Schönheit und Seltenheit besitzt sie einen hohen Wert unter den Eingeborenen. Dr. Seemann bestätigte, «diese Franse sei keine Baumwurzel, wie allgemein angenommen wurde, sondern der ganze Körper einer Rhizomorpha-Art, die auf Holz wächst.»

Ich bin nicht sicher, ob die Krieger, die Cumming 1876 beobachtete, ihre Kleidung gleichfalls einem Pilz zu verdanken hatten. Es mag sich wohl so zugetragen haben: «Ein Heerhaufen von 150 Mann aus Bau kam nach Nasova, um sich beim Gouverneur zu melden bevor er zum Krieg aufbrach. Alle hatten ihre Gesichter als Vorbeugung gegen Sonnenbrand geschwärzt. Eine wüste Wirkung hat diese scheussliche Schminke. Alle waren fast gleichmässig mit einer Drapierung von weissen Tappa und dem liku (Fransen Kilt), aus einem glänzend-schwarzen Wasserkraut, ähnlich wie Pferdehaar, bekleidet.»

Ein Pilzmycel als Kleidung zu verwenden, schien so merkwürdig, dass ich meinem Freund, Herrn Dods darüber schrieb. Er befragte eine Anzahl alter Fidschier der Savu Savu Gegend und erfuhr, wa loa bedeuete wirklich «schwarzer Strick». Sie kannten die Pflanze; machten in ihrem

Distrikt aber keinen Gebrauch von ihr. Herr Dods, charakteristisch in seiner Tatkraft, suchte für mich auf seinem Besitz am Yanawai verschiedene Exemplare. Besonders reichlich fand er sie an einem »trockenen dschungelbewachsenen Abhang. Genau gesehen wachsen sie nicht auf nassem morastigem Boden, aber in dichtem Buschwirk, und ich erhielt diese Muster aus dem dichten Busch an einer trockenen Kugelseite. In frischen Zustände ist dieses ^AMaterial ziemlich zäh und könnte sogar als Nähfaden benutzt werden.« Obwohl sich keine kleinen Pilze oder Fruchtkörper an dem wa lon befanden, um die genaue Identifizierung zu ermöglichen, ist es wahrscheinlich der Rosshaarschwamm Marasmius, vielleicht M. sarmentosus, von dem viele Autoritäten annehmen dass er ein Synonym des M. equicrinus sein könnte.

Die Beschneidung war mit dem Eintritt des Knaben in das Mannesalter verbunden. Diese Operation wurde, nach Colvocoresses, im vierzehnten Lebensjahre, »nach der Art der Juden« vollzogen. Mariner gab gleichfalls das vierzehnte Lebensjahr an, und teilt mit dass die jüdische Methode in Fidschi angewandt, dagegen in Tonga eine Abwandlung davon gemacht wird. Sie entfernen den Verband, nehmen ein Bad im Ozean, und mit einem Stück von der Mittelrippe eines grünen Kokosnuss-Blattes oder einem Stübchen der ^Vvale Ranke (tambu mbombo), das zuerst über dem Feuer erhitzt wurde, reiben sie vorsichtig die Wunde, um die Entzündung zu vermindern. Die Wunde wird wieder mit gekautem »Hibiskus« oder gekautem vale belegt und verbunden. »Die Knaben ölen ihre Körper und wickeln eine neue geölte Tapa, die von ihren Müttern vorbereitet worden war, zweimal um ihre Taille; ziehen es über eine Schulter und herunter zur gegenüberliegenden Hüfte, wo es zusammen gebunden wird. Unterdessen ist ein grosses Fest von den Verwandten des Geweihten vorbereitet worden. Das Festessen und die Güter, wie Tapa und Matten, die die Verwandten gestiftet haben, werden zu dem Hause des Beschneiders gebracht und ihm geschenkt. Das Essen wird ausserhalb des Hauses verteilt, wo es alle Dorfbewohner essen. Die Knaben dürfen ihr Haus nach dem vierten Tage verlassen, aber sie schlafen noch weiterhin für ein oder zwei Monate dort. Weihungsriten für Häuptlingsöhne werden mit grösserer Sorgfalt ausgeführt als die der anderen K

ausgeführt als die der anderen Knaben, aber unterscheiden sich nicht wesentlich von ihnen."

Da diese seltsame Verstümmelung von den Pazifikvölkern sowie auch von den Juden ausgeführt wird, ergibt sich eine faszinierende Betrachtung hinsichtlich des möglichen Ursprunges der Fidschier und der anderen Südseeinsulaner.

KAPITEL XVIII

Menschenrassen in der Südsee

Des Menschen nächste Verwandte heute unter den Tieren, wie Gorilla, Schimpanse, Orang-Utan und Gibbon bewohnen Asien und Africa. Verschiedene, mehr oder weniger affengleiche, ausgestorbene Menschenrassen, eine sogar von riesenhaften Wuchs, sind als Fossilien in China und Java ausgegraben worden. Wir nehmen daher aus gutem Grunde an, dass der Mensch in der alten, nicht in der Neuen, Welt entstand. Welche Entwicklungsstufen diese frühen Menschenarten und ihre nebenseitigen Formen durchgemacht haben, ehe sie sich zu dem modernen Menschen erhoben, wissen wir noch nicht. Wir wissen jedoch, dass heutzutage die Welt von drei Hauptgruppen bevölkert wird: der sogenannten Weissen oder Kaukasier, der Negroiden und der Mongoloiden.

Die kaukasische Rasse ist nicht typisch weiss, sondern sie variiert in der Hautfarbe, wie A.E. Hooton ausdrückte, von Dunkelbraun über Fitzbauchweiss zu rohem Beefsteak. Sie wird durch glattes bis welliges Haar charakterisiert. Von den fortgeschritteneren weissen Typen sind die nordischen und die alpinen die bleichsten, während die mediterranen und iranischen eine mehr olivfarbene Haut besitzen. Eine ganz primitive weisse Rasse, die Ainu, bewohnte einst den grössten Teil von Japan, ist aber an der Nordgrenze zusammengedrängt worden. Die Ainu sind von kleiner Statur, und die behaarteste lebende Menschenrasse. Der primitivste Typ des "weissen" Mannes ist jedoch wahrscheinlich der Australoide. Seine Haut variiert von rotbraun bis fast schwarz; er lebt in Australien. Er führte seinen Jagdhund, den Dingo, aus seiner

früheren Heimat in diesen Subkontinent primitiver Beuteltiere ein. Wir wissen nicht, wo sich seine frühere Heimat befand, aber wir wissen, dass der Dingo den Pariahunden von Indien und Ägypten äusserst ähnlich ist.

Die Negröiden, die zweite grosse Gruppe der modernen Menschen sind höchst spezialisiert, um den Sonnenstrahlen Widerstand entgegenzusetzen zu können. Ihre Haut ist nachgedunkelt und ihr Haar, warscheinlich ursprünglich glatt wie das der Augenbrauen noch heute ist, wurde kräuselig bis wollig. Trotz dieser fortgeschrittenen charakteristischen Merkmale, mit denen sie sich ihrer Umwelt gut anpassen, behalten sie einige primitive Züge, wie die hervorstehenden Kieferknochen und einen seltsam sichelförmigen Knorpel in den inneren Augenwinkeln. Von dieser Gruppe ist der Negrito der primitivste.

Der Negrito, charakteristisch durch seine zwergartige Statur und seine mehr oder weniger rötlich braune Hautfarbe, hat eine bemerkenswerte Verbreitung: den Kongo, Südindien, die Andamanen Inseln, die Philippinen, das Innere von Neu Guinea, die York Halbinsel von Australien, und vielleicht Tasmanien und Süd-Afrika. Diese verstreute Verteilung weist darauf hin, dass sie in früheren Zeiten die meisten wärmeren Regionen der Alten Welt bevölkert haben. Sicherlich bewohnten sie nie die isoliertesten Inseln aber sie erreichten manche, die nahe an Asien lagen und sogar solche, die sich ⁱⁿ ziemlicher Entfernung von Asien befanden, wenn sie mit dazwischenliegenden Inseln verbunden waren, die sie als Schrittsteine benutzten konnten, um die Wanderung möglich zu machen. Da sie die kleinsten und daher die schwächsten Menschenwesen waren, mussten sie sich notgedrungen mit den grösseren und kräftigeren Neuankömmlingen verschmelzen, aber noch öfter wurden sie aus ihrem Machtbereich ausgerottet und vertrieben. Diese Neuankömmlinge in Australien waren die "weissen" australoiden "Schwarzen." In manchen Fällen, wie in Indien, der York Halbinsel und vielleicht Tasmanien verloren die Negritos viele ihrer charakteristischen Merkmale durch Wechselheirat mit den Eindringlingen. Als die früheren Australoiden Australien überrannten, vermischten sie sich zweifellos mit ihnen, so dass in den Adern des

Durchschnitts »Schwarzen« noch heute eine beträchtliche Menge des primitiven Negritenblutes gefunden werden kann. Sogar der Buschmannjäger und der Hottentottenhirte von Südafrika, doch zu späterem Zeitpunkt vermischt, haben, glaube ich, weitgehend Negritoblut.

Der frühe Negrito mag der Ursprung des richtigen Negers gewesen sein³ von dem Hooton und andere drei Haupttypen⁴ anerkennen. Der Waldneger, der höchstspezialisiert für das Ertragen eines sonnigen Klimas geeignet ist mit seinem dichten wolligen Haar, besitzt typisch eine zurückspringende Stirn und ein stark hervortretendes Kinn. Er ist es, der nolens volens die Neue Welt in grosser Anzahl erreichte, und sie mit seinem Blut, Schweiss und Tränen bereicherte; in der Jetztzeit kulturell mit seinen Volksmärchen, seiner Musik und Kunst. Der Nilneger, mit seinem charakteristischen vertikalen Gesicht, ist wahrscheinlich eine Mischung des Waldnegers und der weissen Rasse. Der dritte und letzte Typ ist der Ozeanneger, der den grössten Teil von Neu Guinea, und mit wenigen Ausnahmen, die Inseln bewohnt, die sich ostwärts bis Fidji und nördlich bis zum ^Equator erstrecken. Aus praktischen Gründen werden wir ihn Melanesier nennen.

Nun wollen wir Mutmassungen anstellen wie die Südseeinsulaner dazu kamen in ihrem gegenwärtigen Bereich zu leben. Indien besitzt eine bemerkenswerte grosse Anzahl von Menschen Rassen die das Land bewohnen. Sie variieren physisch sowie kulturell sehr. In historischen Zeiten spülte Woge auf Woge Eindringlinge vom kalten Norden herab, die die früheren Siedler vor sich her trieben. In prähistorischen Zeiten, ohne zweifel, wanderten verschiedene Völker in ähnlicher Weise von Land zu Land auf der Suche nach einem Platz an der Sonne, oder auf der Flucht vor Feinden. Die primitivsten Einwohner, die noch jetzt in Indien leben, sind die wenigen Überlebenden Negritos im Süden und die sogenannten Bergstämme, während ein kultivierteres und angriffslustigeres Volk, die Drawida, spätere Ankömmlinge ^{si} sind. Die Drawida selbst sind wahrscheinlich nicht ein einzelnes homogenes Volk, sondern gemischten Blutes, wie ihr verschiedenartiges Aussehen vom Australoiden zum Iranier und vielleicht sogar zum Nordischen zeigt. Ihre Sprache war nicht irgend ein Zweig der

Indo-Europäischen, sondern verschieden genug, um sie als eigene Spezialsprache anzusehen, und wurde daher Drawidisch genannt. Sie mag eine Abart von Turki sein. Die Drawida bewohnten vielleicht die Gangesregion

Warscheinlich bewegten sich unter dem Druck von Eindringlingen aus dem Norden verschiedene Drawida Stämme in Indien ostwärts. Allmähliche Überbevölkerung, Hunger, Stammeskriege, vielleicht Schiffbruch von verlorenen Fischern, alle diese Faktoren, über eine Periode von Tausenden von Jahren, zwangen diese^A Volk immer weiter ostwärts, bis sie die meisten Inseln des^S Südlichen Pazifik und zu einem geringeren Grade die des nord-westlichen Pazifik bevölkerten. Wo sie auf frühe Siedler trafen, wie den^Z Zwergartigen Negrito und vielleicht auch andere, heirateten sie zum Teil untereinander, teilweise dezimierten sie sie - ja, rotteten^e sie aus. Im Laufe der Zeit entwickelten die verschiedenen Insulaner, denen es geschriebener Literatur fehlte, allmählich verschiedene Dialekte die sich von einander so stark unterschieden dass in manchen Fällen die Einwohner der einen Insel nicht mehr die der anderen verstanⁿden. Sogar auf demselben Eiland konnten manche Stämme, die in tiefen Tälern isoliert lebten, ihre Nachbarn in den anderen Tälern nicht verstehen. Doch alle diese dunklen, krauss-haarigen Insulaner - am besten Melanesier genannt - sprachen Sprachen, die der geübte Philologe von Drawidisch oder Turki abgeleitet hält.

Die Melanesier haben mit verschiedenen Ausnahmen die Inseln südlich des Äquators und westlich des 180. Meridians seit so unglaublich langer Zeit bewohnt, dass sie ihre ursprüngliche Heimat vergessen haben. Dies ist verständlich. Weil sie keine Schrift kannten, sondern ihre Stammesgeschichten von Generation zu Generation durch das gesprochene Wort weitergaben, wurden die mündlichen Berichte entstellt und von der Menge nachfolgender Ereignisse überladen. Die frühe historische Geschichte geriet zuletzt in Vergessenheit, so betrachten sich die Melanesier jetzt^t als die ursprünglichen Einwohner ihres ozeanischen Reiches.

Vor nicht weniger als 4- oder 5 000 Jahren wanderten wieder glatt-haarige, blasshäutige (nicht dunkelhäutige Australoiden) Angehörige der weissen Rasse nach Indien. Sie sprachen irgendeine Indo-Europäische

Sprache, die man mit dem Tocharisch von Zentralasien verwandt hält. Diese¹ Volk vermischte sich in gewissem Umfang mit den Drawida. Sie verließen nicht nur den Drawida ihr Blut; sie gaben ihnen auch viel² Indo-Europäische Worte. Sie mögen ihnen Sitten, wie Beschneidung, gewisse Riten mit Salz, und den Gebrauch von Zufluchtstätten gebracht haben - drei Sitten, die die Juden gleichfalls anwenden. Einige dieses vermischten Iranisch-Drawida-Volkes wandten sich, wie die Urahnen der Melanesier Tausende von Jahren vor ihnen, ostwärts, getrieben von Abenteuergeist oder durch den Druck eines Konfliktes in ihrem alten Wohnort. Dies war keine eigentliche Massenwanderung sondern eine Serie von verhältnismässig kurzen Ausdehnungen von Generation zu Generation. Anstatt die gleiche südliche Route fortzusetzen wie die meisten der Melanesier vor ihnen, mögen sie von ihnen abgedrängt worden sein und gezwungen, einer nördlicheren zu folgen. Dies könnte die Sage erklären, an der die gebildeten Männern von Aitu und Rarotonga festhalten, ihre Vorfahren kämen aus einem Lande, wo die Bäume ein halbes Jahr ohne Blätter seien und das Volk auf dem Wasser laufe. Wie immer, töteten diese Wanderer³, die Haupt-Ahnen der Polynesier waren, auf ihren Wegen verschiedene schwache Kolonien von Melanesiern und Mongoloiden oder vermischten sich mit ihnen.

Die Mongoloiden sind, wie ich oben erwähnte, die dritte Rasse der Menschheit. Sie besitzen eine gelbliche Haut, glattes schwarzes Haar und eine Gewebsfalte an den inneren Augenwinkeln. Obwohl sie fortgeschrittene Fähigkeiten für alle Arten von Gewerbe besitzen, zeigen sie verschiedene primitive oder elementäre Körpereigenschaften wie sie bei Weissen und Negroiden gefunden werden, wenn diese jung sind aber die sie mit zunehmendem Alter verlieren. Dass sich die weisse Rasse aus einem mongoloiden Ahnentyp entwickelt haben könnte, ist für jeden Menschen klar, der ein weisses Kind, das an Kretinismus litt, gesehen hat.

Die Mongoloiden scheinen sich später als die weissen und negroiden Rassen ausgebreitet zu haben. Sie erstreckten ihren Bereich über West-Asien und verdrängten dadurch die weissen Ainus bis hinauf nach Nord-Japan. Bis in den Pazifik nördlich des Äquators und westlich von 180.

Meridian breiteten sie sich aus. Auf ihrem Wege vermischten sie sich mit den zerstreut wohnenden Melanesiern und wer weiss mit wem hoch und bildeten eine Rasse von kleinen Menschen, die als Mikronesier bekannt sind. Die Mikronesier im Süden sind dunkel, während die nördlich wohnenden im Aussehen den Japanern ähneln. Rassische Rätsel sind jedoch die ausserordentlich primitiven Buschmänner und Hottentotten von Süd-Afrika. Ich sprach über ihre Verwandtschaft zu den Negritos, aber erwähnte nicht, dass sie unmissverständlich viele mongoloide Züge aufweisen. Drangen die früheren Mongoloiden in die grossen Weiten von Afrika ein; sind die Buschmänner-Hottentotten womöglich ihre Abkömmlinge, oder sind sie eine Negrito-Negroid Mischung, die vielleicht irgendwie kretinisiert ist?

Diese iranisch-drawidischen Eindringlinge mit einem kleinen Teil mongoloiden Blutes sind eine dreifach gekreuzte Rasse, in denen die Weisse vorherrscht. Eine wichtige Gruppe dieser Seefahrer drang weit nach Osten über den Pazifik bis nach Savaii, der grössten der Samoa Inseln. Dort vermehrte sie sich bis zur Entstehung eines einheitlichen Volkes, das grösste und anmutigste in der ganzen Welt, intelligent und gastfreundlich bis zur Selbstaufgabe. Alle waren einem drastischen Tabusystem unterworfen und ihren wichtigeren Göttern und Helden zugetan. Wo auch immer sie sich niederliessen, brachten sie diese gemeinsame Kultur mit sich. Nur die geringeren Götter wichen auf den verschiedenen Inseln von einander ab. Diese Menschen sind die wahren Polynesier.

Die Wanderungen der Polynesier liegen noch nicht so lange zurück, wie die der Melanesier. Sie erinnern sich noch an ihre Abenteuer-geschichten. Beinahe alle besitzen noch heute die Überlieferungen ihrer Wanderfahrten und wissen, dass ihre jetzige Heimat nicht die ursprüngliche ist. Mehr noch, auf jedem Eiland, wenn der müde alte Polynesier im Sterben liegt, erwartet er, dass seine Seele nach seinem Tode die Reise nach dem nordwestlichsten Teil der Insel antritt, ^{und} von dort aus in die See taucht auf dem Wege in das traditionelle alte Vaterland.

Durch das Studium ihrer Dialekte, ihrer Traditionen, der Stammbaum der Häuptlingsfamilien die noch heute auf den verschiedenen Inseln herr-

sehen, ihrer Haustieren und Kulturpflanzen können wir mehr oder weniger die polynesische Geschichte zusammenfügen.

Alle Polynesier sprechen die gleiche Sprache, obwohl nicht alle die gleichen Dialekte sprechen. Bei manchen sind die Buchstaben L und R ausgewechselt, wie es auch bei K und T der Fall ist. Befindet sich der Buchstabe K zwischen zwei Vokalen, fällt er bei manchen Dialekten fort; dazu kommen noch andere Variationen in anderen Dialekten. Mit diesem Sprachschlüssel können wir mehrere Wanderungsrätsel erschliessen. Zum Beispiel behaupten die Maoris von Neu-Seeland, sie kämen von »Hawaiki«, augenscheinlich eine verwandelte Rechtschreibung von »Savaii«, der Name einer Insel der Samoa-Gruppe. Ebenso kamen die Marqueser von »Havaiki«; und die Insulaner von Aitutaki kamen von »Avaiki«, alles Variationen desselben »Savaii«. Die Hawaier, heimwehkrank wie viele Auswanderer, nannten die grösste Insel ihrer Gruppe nach ihrer ursprünglichen Heimat Savaii, wobei sie die Rechtschreibung zu »Hawaii« abwandelten.

Nach Überlieferungen der Maori von Neu-Seeland, entkamen zwei Häuptlinge um ungefähr 1350 von Samoa in ihren Kanus, weil sie von Krieger verfolgt waren. Sie wurden durch stürmisches Wetter südwärts zu der nördlichen Insel von Neu-Seeland abgetrieben. Solch eine Reise liegt gut in dem Umfang der Polynesier; wie Dixon schätzt, konnte eines ihrer Schiffe bei günstigen Winde sieben Meilen in der Stunde segeln und 2,500 Meilen zurücklegen, bevor ein kräftiger Mann erschöpft sei. Stark beeindruckt von ihrer Entdeckung kehrten die zwei Häuptlinge schliesslich nach Samoa zurück, um ihre Erfahrungen zu berichten. Dann segelten sie wieder mit achthundert Gefolgsleuten in zwanzig Kanus nach Neu-Seeland, um ihr Heim dort für immer aufzuschlagen. Diese Überlieferung ist in der Erinnerung gut erhalten, sogar die nachfolgende Geschichte ~~fast~~ der Mannschaft jeden Kanus ^{dass} ~~als~~ das Land erreichte.

Von diesen Abenteurern berichtet die Überlieferung noch weiterhin, dass sie den Hund, die Ratte, Papiermaulbeere, Taro, und die ^Süsse-Kartoffel nach Neu-Seeland brachten, und dass sie schon das Land bereits

besetzt voranden. Sie liessen sich in einen Kampf ein, besiegten die Ureinwohner und vermischten sich mit einigen dieser Stämme, während manche von ihnen sich bis zum heutigen Tage rein erhalten. Dieser Krieg datiert die erste Bevölkerung von Neu-Seeland noch vor das 14. Jahrhundert. In der Einbildungskraft der Maoris waren ihre Wälder von Gnomen und Feen bevölkert. Sie gebrauchten zum Rechnen die Markierungsmethode von Knoten in Stricken und waren in Holz^u und Steinschnitzereien erfahren.

Am entgegengesetzten Ende Polynesiens, nämlich in Hawaii, finden wir eine Geschichte, wie die von Neu-Seeland. Der berühmte Seefahrer Hawaii-loa kam schon frühzeitig zu der Hawaiischen Inselgruppe. Er oder einige seiner Gefolgsleute müssen mit den Erzählungen über ihre Entdeckung nach Hause zurückgekehrt sein, denn ungefähr um 1125 A. D. erfolgte eine zweite Einwanderungswelle. Diese Abenteurer segelten von „Kahiki“ oder, wie wir es nennen würden, Tahiti. Die mündlichen Berichte erzählen Einzelheiten, auch dass Pananui und seine Gefolgsleute in Kauai^K siedelten; Newalani in Oahu; Hua in Maui; und Hikapoloa in Hawaii. Diese Völker brachten ihre wertvollen Haustiere und Kulturpflanzen mit. Ob Brotfruchtableger während der Überfahrt eingingen oder vergessen wurden, darüber besitzen wir keinen Bericht. Der Häuptling Kahai behob diesen Mangel: er besorgte Ableger der samenlosen Brotfrucht von dem Eiland Upolu in der Samoa-Gruppe im 12. Jahrhundert und pflanzte sie zuerst bei Kualoa auf Oahu an.

Hawaiische Legenden sind mit Geschichten über Zwerge, menehune genannt, angefüllt. Dieses kleine Volk besass nicht die Auswahl an Nahrungspflanzen der späteren Ankömmlinge; sie erhielten sich durch Pandanusfrüchte, das Mark der Baumrinne, dem Wurzelstock des Ti^t, den Beeren der ohelo oder einheimischen Heidelbeere, und der akala oder einheimischen schwarz-roten^W Himbeere.

Die meisten der menehune Erzählungen kreisen um die Insel Kauai. Diese Geschichten sind immer wiederkehrend und zu genau als dass sie müssige Erfindungen ihrer Einbildung sein könnten. Es ist sehr leicht

möglich, dass die geheimnisvollen kleinen menehune sogar ursprünglich-e Einwohnern/ waren, die, um der Entdeckung oder wahrscheinlichen Niedermetzelung zu entgehen, des Nachts am regsamsten waren. Ihr letzter bedeutender Wohnsitz war Kauai. Da sich aussergewöhnliche Ruinen auf dem unfruchtbaren Necker Eiland im Westen befinden, nimmt man an, sie wurden gezwungen Kauai zu verlassen, um dort ihre letzte Heimat zu finden. Wenn sie auf dem baumlosen/Stückchen Land zauderten bis ihre Kanus verrotteten, waren sie in ihrer eigenen Falle gefangen, erloschen langsam als Rasse und starben aus.

Die unterste Klasse der Tahiter wird manahune genannt, augenscheinlich eine Abwandlung des hawaiischen Wortes. Sie stellen wahrscheinlich ein früheres Volk dar, die von einer neuen Einwanderergruppe beherrscht wurde. Beziehen sich diese Zwergengeschichten auf früh/ere polynesischen Siedler die besiegt von ihren Eroberern als unwichtig und klein angesehen wurden? Oder beziehen sich diese Geschichten auf frühere Siedler die den Negritostämmen angehörten? Oder vielleicht auf Erzählungen, die die Polynesier aus ihren Heimatorten mitbrachten, wo sie in Berührung mit Negritos gekommen waren, und dann diese Sagen abwandeln, um sie ihrer neuen Umgebung anzupassen? Und stammen die Hawaier von demselben Stamm wie die Juden ab, wie Fernander glaubt, da beide Völker Zufluchtsstädte bauten und manch ähnliche religiöse Riten ausübten? Warum fand der berühmte hawaiische Jüngling Ob^oookiah es weniger schwierig Hebräisch in seine eigene Muttersprache zu übersetzen, als das Englischen? Was ist über das häufige Antreffen blonder Beimischungen in Polynesien zu sagen, deren Angehörige ehu in Hawaii genannt werden? Waren verschiedene Vorfahren der Polynesier blonde Nordländer? Zugegeben, dass viele knifflige Einzelheiten hinsichtlich der Bevölkerung des Pazifischen Raumes zu lösen verbleiben, wir haben dahingehend orientiert, wie die Darstellung auf der Innenseite des Umschlages zeigt, die Mikronesier nach Nordwesten, die Melanesier nach Südwesten und die Polynesier nach Osten.

Die Mongoloiden zogen früh in die Neue Welt, die Aleuten Inseln als

Schrittsteine benutzend. Einmal dort, strahlten sie fächerförmig über den Kontinent aus, sich zu zahlreichen Nationen und Stämmen von teilweise hochkultivierten ^{Indianern} ~~Amerindern~~ entwickelnd. Ich glaube, die Pazifikinsulaner und die ^{Indianer} ~~Amerinder~~ standen über den Pazifik hinweg in irgendeiner Verbindung miteinander.

Die früh ge^azühten Tiere wie Hunde, Schweine und Hühner der Pazifikinsulaner entstammen, wie wir erwarten können, alle ursprünglich der Alten Welt. Die überwältigende Zahl der kultivierten Pflanzen wie Zuckerrohr, Brotfrucht, Taro, Yangon^a, Kokosnuss, Papiermaulbeer^a und Kurkumawurzel sind ebenso einheimisch in der Alten Welt. Diese Tiere und Pflanzen sind durch die Vermittlung von Menschen über den ganzen Pazifik verbreitet worden, die offensichtlich in Gegenden lebten, oder zumindest hindurchzogen, wo die Pflanzen einst in wildem Zustande existiert hatten. Dieser Beweis, von verschiedenen Gesichtswinkeln aus betrachtet, zeigt, dass die Rassen die den Pazifikraum bewohnen, aus der Alten Welt kamen. Zusätzliche Beweise unterstützen den Verdacht, dass sie Kontakt mit den Amerikanischen Indianern hatten. Solche Berührung führt unweigerlich zu einer Blutvermischung.

Ein altes Epos oāār mele, das dem Gelehrten, dem eingeborenen Hawaiier Fred Beckley gehört, beschr^{ei}ibt, wie der grosse Seefahrer Hawaiiloa zu den Küsten Süd-Amerikas fuhr und nach kurzem Aufenthalt nach Hawaii zurückkehrte. Einmal segelte er sogar auch westlich, wo er ein Volk antraf, das in »stinkenden Hütten lebte und weisse Kieselsteine ass,« wahrscheinlich Reis. Wenn solche mutigen Ozeanfahrer so weit und breit den Ozean durchstreifen konnten und es in so grosser Zahl taten, so dass sie fast alle bewohnbaren Landstreifen erreichen und besetzen konnten, muss man vernünftigerweise annehmen, dass sie noch viele solcher Inselhäfen verfehlten und endgültig verunglückten oder tatsächlich Amerika erreichten. Manche wahrscheinlich siedelten sich dort an, während andere nach Verbrüderung und Vermischung mit den Indianern mit ihren amerikanischen Frauen und halb-amerikanischen Kindern nach ihrem pazifischen Vaterland zurückkehrten. Wenn die ^{Indianer} ~~Amerinder~~ es nicht taten, so führten diese Süd-

seeinsulaner wahrscheinlich die Süsse-Kartoffel, von der vermutet wird, dass sie eine typische amerikanische Pflanze ist, weil ihre engsten Verwandten in Amerika sind, in den ganzen Pazifik ein. Die Süsse-Kartoffel war unter dem Namen kumara, oder unter ähnlichen Abwandlungen in Nord-Peru und Polynesian bekannt. Wir sind sicher, dass ihre Einführung nicht den spanischen Seefahrern zu verdanken ist, wie es vielleicht bei der Ananas der Fall ist, weil uns die Überlieferung lehrt, die Süsse-Kartoffel befand sich schon früh, 1250 A.D. in Hawaii und um 1350 A.D. in Neuseeland, also schon über hundert Jahre bevor Columbus die Neue Welt entdeckte. Solche Inselseefahrer könnten auch bei der Verbreitung der Vorfahren der Maispflanze entscheidend mitgewirkt haben. Die amerikanische Herkunft dieses Getreides ist nie in Frage gestellt worden bis zu der Entdeckung der primitiven Arten von Röstmais in Ober-Burman und der Lektüre alter asiatischer Berichte, in denen von Mais die Rede sein soll, obwohl sich ^h nach meiner Ansicht diese Aufzeichnungen ~~minx~~ auf eine Sorte Sorghum oder Hirse beziehen.

M.J. Brown sieht in der physischen Erscheinung der Maori von Neuseeland ^d und der Haida Indianer von der Nordwestküste von Nordamerika eine Blutsverwandtschaft. Ihre komplizierten Schnitzereien sehen sich ziemlich ähnlich. Die Maori mit ihrem taupona und die Peruaner mit ihrer quipu gebrauchten beide die geknotete Schnur als Art Gedächtnisstütze. Es ist sehr wahrscheinlich, dass in prähistorischen Zeiten die ruhe losen Indianer von Südamerika nach den Osterinseln und Tuamtuinseln wanderten. Dies würde erklären, warum Statuen, die Alligatoren ähneln, Reptilien, die in Amerika allgemein vorkommen und erst wieder auf den weit entfernten Salomonen gefunden, auf den Osterinseln entdeckt worden sind; und warum viele Worte in den Sprachen der Oster- und Tuamtuinsulaner vorkommen, die in keiner anderen Sprache im Pazifik bekannt sind. Es dürfte mehr als ein zufälliges Zusammentreffen in dem Wort für ~~g~~ Gott sein, manitu in vielen Indianersprachen und nani-tu in verschiedenen pazifischen ~~xxxxxxx~~ Inslsprachen. Wie Seemann angab, mag eine philologische Verbindung zwischen den Worten tambu, das

bei den Andenindianern Häuser bezeichnet, die für Fremde ~~maximal~~ reserviert sind und dem tambu, das bei den Fidschiern unbefretbar oder taboo bedeutet, bestehen. Die Fidschier hatten genau wie die Indianer der Anden Gasthäuser oder mbure - ni - sa, auf Fidschianisch, wo Fremde das Recht zur ^{Über}nachtung in Anspruch nehmen und Speise und Trank erhalten konnten.

Verschiedene Autoritäten glauben die Verwandtschaft der Pazifikinsulaner und der ^{Indianer} Amerikaner an genauen Waagen, komplizierter Webetechnik, Töpfereimustern und anderen Gegenständen und Künsten erkennen zu können. Wenn auch manches von diesem Beweismaterial durch künftige Nachforschung verworfen werden könnte; die Gesamtsumme der Berichte stützt den Glauben, dass die Pazifikinsulaner und die Ameri^dindianer in Beziehungen zueinander standen.

Nachdem wir vom Thema abwichen, um einen Blick über die ganze bewohnbare Erde zu werfen, kehren wir nach Fidschi zurück. Die Inseln breiten sich an der Grenze von Melanesien und Polynesien aus. Obwohl die Melanesier auf den westlichen Eilanden des Fidschi-Archipels mehr vorherrschen und die Polynesier auf den östlichen Inseln, ist eine wichtige Verteilung zu bemerken. Die Melanesier sind im Innern der Inseln rassisch reinsten, die Polynesier dagegen in den Küstengebieten. Wir sahen, wie die gewellthaarigen polynesischen Tonganer unter der Führung von Maafu, die kraushaarigen Melanesier von Fidschi im 19. Jahrhundert bedrängten. Dies war der Höhepunkt der polynesischen Infiltration, die schon Jahrhunderte vorher begann. Solche tonganischen Reisenden brachten fidschianische Frauen mit nach Tonga.

Sogar die Samoaner reisten nach Fidschi. Pritchard bemerkte: "jetzt gibt es da keine deutlichen Spuren einer direkten Vermischung, wie sie bei den Fidschiern und den Tonganern gefunden werden, aber es bestehen viele Legenden bei den Samoanern, in denen Helden und Heldinnen, Götter und Gött^{innen}, ^{Prinzen} und Prinzessinnen von Fidschi~~xxxx~~ sind. Diese Legenden bezeugen ein sehr altes Wissen von der Existenz der Fidschier, ausserdem noch eine ganz klare Würdigung ihrer besonderen Sitten und

Bräuche; daraus folgert man einen sehr frühen Verkehr zwischen den beiden Gruppen." Eine dieser ~~samoanischen~~ ^{samoanischen} Legenden hat Bezug auf die Einführung des Schweines, wie Peter Buck berichtet. " Ein samoanischer Reisender besuchte Fidschi und wurde mit Schweinefleisch bewirtet. Natürlich wünschte er Schweine mit in sein Land zu nehmen. Die Fidschier verweigerten jedoch die Mitnahme lebender Schweine; keines sollte ihre Küste verlassen. Sie erhoben aber keinen Einspruch dagegen, ~~ein totes~~ ^{ein} Schwein als Wegzehrung mitzugeben. Die Samoaner besorgten sich daraufhin zwei sehr grosse Schweine, die sie schlachteten und zubereiteten. Ohne Wissen ihrer Wirte stahlen sie mehrere ~~Kerkel~~ ^{Kerkel} und versteckten sie in den Bauchhöhlungen ~~der~~ ^{der} ausgenommenen ~~Schweine~~ ^{Schweine}, die sie dann mit Blättern bedeckten. Sie trugen die Schweine an langen Stangen und entgingen mit Erfolg der Wachsamkeit der fidschianischen Zellbeamten. Auf diese Art wurden Schweine in Samoa eingeführt."

Die Tonganer und Samoaner verleibten fidschianische Gesetze, wie das vasu System () und die Fernhaltung von Bruder und Schwester, ihrer eigenen Kultur ein. Die letztere Sitte fehlt sonst in Polynesien und steht im genauen Gegensatz zu der Sitte der Hawaier, wo die Heirat zwischen Bruder und Schwester als die höchste Form der Häuptlingsverbindung angesehen wird.

Die polynesischen Neuankömmlinge siedeln naturgemäss nahe der Küste, wo sie mit ihren Kanus ankommen. Dort heiraten sie unter den Melanesierⁿ. Die allgemeine Überlegenheit der gemischten polynesisch-melanesischen Geschlechter der Küsteneingeborenen von Fidschi war so wohl bekannt, dass nach Pritchard: " es als grosse Beleidigung und Vorwurf betrachtet wurde Inlandeingeborener oder kai vanua und kai tholo genannt zu werden." Die Gruppe der melanesischen ungeschlachten Landbauern ist leicht an ihrem kleinen Wuchs, der dunkleren Hautfarbe, der grösseren Kraushaarigkeit und an den gröberen Gesichtszügen zu erkennen. Sie haben einen feineren Sinn für Humor, sind sehr bescheiden und weniger materialistisch veranlagt. Von den Küstenstämmen werden ihre Bewegungen

und ihre Art als plump und schwerfällig angesehen. Auf den Lauinseln hält man sie für die besten Gärtner. Nach Thompson:» werden sie als einfache Menschen bezeichnet und stehen in dem Ruf, die unterste menschenklasse zu bilden.» Ich weiss, die Fidchier sind ungewöhnlich stolz auf die schwellende, muskulöse Form ihrer Waden. Dieser Stolz ist wohl damit begründet, dass diese Tatsache sie von den richtigen wegern unterscheidet, die spindeldürre Beine besitzen.

Das Inlandvolk oder kai tholo, wie mein getreuer Freund und Assistent aus Nandarivatü Timothe Mbembe mit seinem Körperhaar, das in kleinen Tuffs gleich Schäfchenwolken am Himmel ihn bedeckte, besass viele Legenden über die veli. Diese Leute gleichen den mythischen menehune aus Hawaii sehr stark. Man sagt, sie wohnen in den Kauriwäldern. Beschrieben werden sie als winzige Menschen mit hohen konischen Schädeln. Sie tragen kleine Handkeulen, die sie auf die Bindringlinge werfen, die dann an der Wirkung verrückt werden. Seemann, der in Kurunduanuas Reich auf Viti Levu weilte, hörte von allen Seiten über das Treiben der veli. »Meine Neugierde war bereits so geweckt worden, dass ich beschlos^s komme was mag, ihre Geschichte zu beschreiben, an den Orten, die sie am häufigsten besuchten. Durch stetes Nachforschen und Kreuzverhöre fand ich die veli als eine Klasse von Geistern die sich der gestalt der deutschen Zwerge nähern oder den Lebensgewohnheiten der englischen Feen. Seit undenklichen Zeiten leben sie inⁿdem Lande, in den Höhlängen der Kauri~~stämme~~-¹ - und Kabea -Bäume. Sie sind von sehr kleinem Aussehen und im oberen Teil ihres Körpers völlig unproportioniert. Ihr Haar ist dicht, hinten in einem Zopf auslaufend. Manche haben Flügel, manche nicht. Ihre allgemeine Gesichtsfarbe ähnelt mehr der weissen Rasse als der Fidchianischen. Sie haben Ober- und Unterhauptlinge, sind Polygamisten und tragen Namen wie die Fidchier. Sie ähneln den letztereⁿ durch das Tragen von Eingeborenenkleidern oder Tapa, die jedoch viel feiner und weisser sind als die gewöhnliche Sorten. Sie sind freundlich veranlagt und besitzen keine weitere schlechte Eigenschaft, als das

Stehlen eiserner Werkzeuge von den Eingeborenen. Sie singen lieblich und belohnen gelegentlich die Fidschier durch das Vorsingen eines Liedes. Ihre Nahrung ist die Tanjua Frucht (Ptychosperma) und Boia (Seitamine - arum gen. nov.), die sie nachdrücklich ihre Kokosnuss und ihre Pisang nennen. Leute die in Unwissenheit diese Pflanzen abscheiden würden von dem aufgeregten Volk geprügelt werden. Sie trinken Kava, ~~ist~~ nicht aus dem kultivierten Macropiper methysticum gemacht, sondern aus einem Pfeffer der wild in den Wäldern wächst, in der einheimischen ~~xxxx~~ Sprache Yagoyagona (Macropiper puberulum Benth.) benannt. Die Fidschier besitzen keine langen Geschichten über sie, wie sie sie über ihre Götter haben. Alle Berichte über die vali erzählen nur einzelne Tatsachen, - von ihrem Aufenthaltsort, sie gesehen und ihren Gesang gehört, oder beim Diebstahl ertappt ^{oder} ~~und~~ die Zerstörer ihrer besonderen Bäume geschlagen zu haben; aber sie sind so zahlreich, dass es kein Wunder ist, wenn die Fidschier den augenscheinlichen Beweis ihrer Existenz anerkennen. Hier können wir wieder vermuten, dass die vali ein Volk von Negritos sind, die die später ankommenden Melanesier in das Innere drängten; gerade so wie Maafu und seine Horden polynesischer Tonganer drohten, Thakombau und seine vorwiegend melanesische Bevölkerung von den begehrten Küstengebieten zu verdrängen.

Kapitel XIX

Missionare

Diejenigen, die eine längere Zeit im Pazifik leben, bemerken bald, dass die Gloriole, die die Missionare umgibt, eine getrübe Kehrseite besitzt, die in den Berichten der verschiedenen Gesellschaften von ihren eigenen Historikern geschrieben, natürlich nicht aufgezeigt wird. Mein Vater verbrachte auf seinem Wege von Europa nach Kalifornien Anfang 1860 drei Jahre in Indien, Malaya und Japan. Seine Erzählungen von der Doppelzüngigkeit dieser frommen Abenteurer, durch die grosse Entfernung von Europa und die Einschränkung der Überwachung anmassend geworden, hatten auf

meine Denken frühzeitig Einfluss. Meine Lektüre über ihr Werk in der Südsee und meine persönliche Bekanntschaft mit ihnen, haben mich gelehrt, dass sie sehr menschliche Wesen sind. In Hawaii fanden die ersten Missionare ein Land wo Milch und Honig floss vor, dabei mit verhältnismässig wenig Arbeit. Alte Stiche zeigen sogar wie sich Weisse von Eingeborenen in Karren ziehen lassen. Melville bemerkte darüber in »Typee«: »Erst als ich Honolulu besuchte fiel mir die Tatsache auf, dass der kleine verbliebene Rest von Eingeborenen zu Zugpferden zivilisiert worden war und zu Lasttieren evangelisiert. Aber es ist so, sie sind buchstäblich abgerichtet in Zuggeschirren eingespannt ~~xxxxxxx~~ vor den Gefährten ihrer geistlichen Instruktoren wie das stumme Vieh zu gehen!« Die frühen Missionarberichte aus der Südsee - ich habe mich durch eine Anzahl von ihnen mit Widerwillen durchgekämpft - sind zu voll von exaltierten Erzählungen der üblichen Gefahren und Entbehrungen der Seereise, unbegründete Geschichten der schrecklichen Mühseligkeit unter denen das Missionswerk ausgeführt wird und ekelerregendes Gefasel über Liebesfeste, glückliche kleine Totenbetszenen, in denen einfältige Eingeborenen Mittelpunkt der Handlung sind.

Wie H.L.Foster gut beobachtet: »Eine Bewegung, die Leute tausende von Meilen in ferne Länder bringt, um anderen ihren Glauben zu lehren, hat in ihren Reihen sicher eine grosse Quote an Fanatikern.« Der Philosoph Keyserling kam nach einer Reise durch den Orient und die Hawaiischen Inseln zu der Feststellung, dass alle echten Missionare engstirnig sind und das »die christlichen, besonders die protestantischen Missionare mit wenigen Ausnahmen verständnislose, mittelmässige und rohe Seelen sind.«

Für manche Missionare bedeutet die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden grösste Aufopferung, während andere es allmählich als Gewerkschaft auffassen, das mit bequemen Leben, mit Prestige und Macht verbunden ist. Zwischen diesen beiden Beispielen von Schafen und Böcken gibt es Männer und Frauen aller Abstufungen, die meisten sänberlich zu den Schafen gehörig. Es gibt wohl keine feineren und aufrichtigeren See-

len als diese kindlichen, treuen, oft leichtgläubigen unprüden Männer und Frauen, die die Eingeborenen in Hosen oder gulus und Nachthemden kleideten in diesem gesunden Klima, wo Gott das Tragen von Hosen und Nachthemden nicht nur unnötig gemacht hat, sondern wo auch Kleider eine Einladung für Tuberkulose und andere eingeschleppte Krankheiten bieten. Sie stürzten die heidnischen Idole in den Staub und machten die eingeborenen Glauben und Mythologien lächerlich, sogar wenn diese segensreich und durchaus harmlos waren und ersetzten sie durch ihre eigene alttestamentarische Mythologie.

Nach den tonganischen Pionieren folgten die ersten weissen Missionare Cross und Cargill mit ihren Familien, die den Gefahren Fidschis zu trotzen wagten. Sie lebten auf einer Insel, die der Bucht des Königs Thakombau gegenüber lag. Foster berichtet: »nach ihrer eigenen Darstellung taten sie viel Gutes, indem sie Opfer aus dem Kochtopf befreiten, oder nach anderen Erzählungen machten sie viel Aufsehen, weil sie jede Art von negativen bei sich aufnahmen, die bei ihnen Zuflucht suchten, indem sie sich zum Christentum bekannten.« Ob das Totalergebnis der Bemühungen von Rev. Cross und Rev. Cargill segensreich war oder nicht, ich glaube, das Frau Calvert und Frau Lyth die höchste Form von Heroismus zeigten.

Zur Vorbereitung eines Festes zu Ehren der Gäste vom Mbutoni Stamm lauerte Ngavindi, der Häuptling der Fischerkeute und offizielle Anschaffer von Lebensmitteln, in einem Mangrovendickicht (1849) mit seinen Gefolgsleuten im Hinterhalt, bis eine Gruppe Frauen gesehen und angegriffen wurde. Vierzehn Gefangene machten sie. Die Frauen Calvert und Lyth, deren Männer gerade zu der Zeit nicht zu Hause waren, hörten, dass man diese unglücklichen Opfer töten und zum Fest kochen wollte. Die Beiden wussten, dass es ein verzweifelter Wagnis war, unter die aufgeregten Eingeborenen von Mbau zu gehen, beschlossen aber doch die Gefahr auf sich zu nehmen. Sie besorgten sich ein Kanu und als sie sich über mit den Riff mit Stangen stiessen, vernahmen sie ~~xxx~~ schon ohrenbetäubenden Lärm, der bei ihrer Annäherung zur Insel

müchtig anschwell. Dann als die Mörder ihr Werk begannen durchdrang ^{ss}
Schrei auf Schrei jeden anderen Lärm. Bei~~ma~~ Erreichen des Strandes schlo^{ss}
sich ihnen ein christlicher Häuptling an, der sie zur Eile ermahnte:
"Schnell, schnell, viele sind bereits schon tot, aber einige leben
~~mak~~ noch!" Diese tapferen Frauen gingen mitten durch die blutbesudelten
Kannibalen direkt zum Hause des alten Königs Tanca, wo der
Eintritt für Frauen strikt tabu war. Mit einem Tambua in jeder Hand,
vom christlichen Häuptling begleitet, stürzten sie zum König und flehten
um Erbarmen. Der alte Mann, durch die Kühnheit der Missionarsfrauen
beeindruckt, befahl: "Diejenigen die tot sind, sind tot; aber die, die
noch leben, sollen leben bleiben." Auf diesen Befehl~~xx~~ hin lief ein
Mann zu Ngavindi, um das Schlachten zu beenden und kehrte mit der Nach-
richt zurück, dass fünf Opfer noch am Leben wären, die anderen der
vierzehn seien bereits getötet.

Nach H.W.Baxley, der ungefähr 1861 in Lanaina auf Maui weilte haben
die Anstrengungen der Missionare auf den hawaiischen Inseln nicht mehr
getan, als die Form der Bigotterie und Intoleranz durch andere zu er-
setzen, obwohl sie laut genug ihre segensreichen Heldentaten priesen,
was der uneigennützig, aufmerksame und unparteiliche Beobachter zu be-
merken verfehlt." Wie Erskine schon hundert Jahre vorher bei seinem
Besuch in Fidschi klagte, waren die Berichte der Missionare voll von
"wunderbaren Interventionen zu Gunsten der Christen gegen ihre geistigen
Feinde". Fast kann es einen zu der Vermutung bringen, "dass die
Wirkung des Missionarerfolges nur die Verdrängung des eingeborenen
Aberglaubens durch ihren eigenen Aberglauben sei." Der russische
Seefahrer Kotzebue, der über die Missionare in Tahiti sprach, stellte
fest: "Eine Religion wie diese, die jedes unschuldige Vergnügen ver-
bietet und jede geistige Macht fesselt oder vernichtet, ist eine Laster-
ung auf den göttlichen Gründer des Christentums. Es ist wahr, dass
die Religion der Missionare mit einem grossen Teil an Ubeln¹manch
manches Gute bewirkt hat. Sie hat Laster, Diebstahl und Unkeuschheit

eingeschränkt; aber sie hat ebenso den Anlass für Dummheit, Heuchelei und den Hass gegen alle anderen Glaubensarten gegeben, alles Dinge, die dem offenen, freundlichen Charakter des Tahiters einst fremd waren.» Foster, der Anfang des jetzigen Jahrhunderts einen intelligenten Fidschier befragte, erhielt zur Antwort: »Nun, ein Missionar sagt uns, dass wir in die Hölle kommen, wenn die Kirche eines anderen Glaubens betreten; der andere ^{er}spricht dasselbe und ich bezweifle, dass nur irgend einer meines Volkes daran glaubt. Wir alle gehören heutigentags zu irgend einer Kirche, aber in unserer Toleranz gegenüber den Andersgläubigen meine ich, sind wir bessere Christen als viele von denen, die zu uns predigen.«

Die »wii-wiis« (von oui), wie die Franzosen von den Eingeborenen genannt wurden, führte den Katholizismus unter Androhung von Feuer und Schwert in das bereits durch widersprechende Dogmen verwirrte Polynesien ein. J.M. Alexander, der wohl auch ebenso törichte und naive Vorfälle bei anderen Glaubensarten gefunden haben könnte, ~~bezeichnet~~ richtet mit welchem Eifer die Priester die Seele der Tahiters zu retten suchen. Sie trugen zwei Fläschchen bei sich, eine mit parfümierten Wasser, die andere enthielt heiliges Weihwasser. Trafen sie eine eingeborene Mutter mit ihrem ~~Kind~~ kleinen Kind, lenkten sie die Aufmerksamkeit auf das parfümierte Wasser, während sie heimlich ein paar Tropfen Weihwasser auf das Kind spritzten. In Hawaii zeigten sie angeblich übernatürliche Wunder. Ein Bildnis der Jungfrau wurde so angefertigt, dass sie bei dem »Ave Maria« des Priesters den Kopf neigen sollte. Schliesslich versagte dies trotz wiederholter »Ave Marias«. Endlich steckte ein ungeduldiger Eingeborener den Kopf durch den Vorhang im Hintergrund und rief: »Ua moku ka kaula!«
(Der Strick ist zerrissen!)

Als Pritchard die Häuptlinge in Fidschi veranlasste, ein Abkommen zu unterzeichnen, dass »den Geistlichen der christlichen Religion die Erlaubnis gewährte ^{sich} in Fidschi niederzulassen und ihre Beru-

fung auszuüben und volle Freiheit und Schutz zusagte», wurde er von einem nam Wesleyischen Missionar gefragt: »Warum lassen sie die römischen Katholiken in das Land, um genau wie wir zu lehren?« Pritchard erwiderte, dass ein römischer Katholik genau so viel Recht auf freie Meinung besitze und ebenso wie jede andere Sekte sich ausbreiten dürfe. Dadurch zog er sich die Feindschaft gewisser Missionare zu, die schliesslich seine Vertreibung veranlassten.

Als Ordenez und ich von Honolulu nach Suva fuhren, um dort die Cheng Ho zu treffen, erhielt ein Passagier, der lang, dünn, nüchtern und ausdruckslos war, den Spitznamen »Oxford Don« von fast allen Mitreisenden. Er sonderte sich ab und ging dem Philippino Ordenez geflissentlich aus dem Wege. Ein oder zwei Tage, bevor wir in Suva ankamen, liess er sich dazu herab, sich auf den frei gewordenen Deckstuhl von Ordenez zu setzen. Er habe gehört, ich sollte ~~ein~~ Gast und Botaniker auf Frau Archbolds Jacht-Dschunke werden. Während der Unterhaltung bemerkte er, dass er als eingesetzter Diener Gottes den Hohen Kommissar von Fidischi, Sir Harry Luke, kenne, da sie beide einmal im Heiligen Lande stationiert waren. Er setzte dann trocken hinzu, dass er während eines jüdisch-arabischen Aufstandes auf einem Hoteldach neben Sir Harry gestanden hätte, von wo sie mit Flinten auf den kämpfenden Menschenhaufen unten auf der Strasse Schüsse abgegeben hätten. Ein paar Wochen später gab Frau Archbold einen Tee auf der Cheng Ho für den Gouverneur. Dabei erzählte einer meiner Kollegen Sir Harry von unserem Zusammentreffen mit dem »Oxford Don«. Er konnte sich an den Mann und den Anlass des Aufstandes erinnern. Auf die offene Frage meines Kollegen, ob er und der »Don« auf die Juden oder Araber geschossen hätten, erwiderte der Gouverneur augenblicklich verwirrt »die Juden, nein, nein, auf die Araber«. Sir Harry Luke, einer der besten Gouverneure, die Fidischi jemals hatte, stammt, so sagten mir einige Kolonisten, von österreichischen und jüdischen Vorfahren ab. Bei solchem Rassenzusammenstoss erfüllte Sir Harry nur seine Pflicht als Regierungsbeamter, der vereidigt war, den Frieden zu erzwingen. Ein weniger sophistischer Mann als der »Oxford Don« würde

unten auf der Strasse im dichtesten Kampfgewühl gewesen sein und das Äusserste versucht haben, dem Blutvergiessen ein Ende zu bereiten, anstatt noch es zu vergrössern.

C.F. Wood behauptete 1873 : „Niemand kann in Abrede stellen, dass die Missionen viel Gutes getan haben, aber ich denke nicht, dass das Ergebnis den Berichten der verschiedenen Gesellschaften entspricht oder dass das gesammelte Gold vorteilhaft verwendet wird. Die christliche Religion, wie sie unsere Missionare in der Südsee verbreiten, scheint über das Land wie eine Flutwelle hinwegzugehen, die gegenwärtig zurückweicht und das Land schlimmer denn je zurücklässt, wie die Ergebnisse in Neu-Seeland und Fidschi bezeugen.“

Die weniger frommen und fanatischen Kleriker sind geeignet praktische Realisten und Draufgänger zu sein, deren geschäftlicher Scharfsinn die Missionskassen füllen hilft. Sie steigen oft zu beträchtlich einflussreichen Stellungen auf, die zeitliche Politik der Kirche erzeugend. Diese Männer sind in ihrem Eifer nach Mitteln ihrer guten Sache zu dienen, sehr oft dafür verantwortlich weit verbreitete Übel wie Sklavenhandel, Tagelöhnersystem, Leibeigenschaft, Konkubinat, Imperialismus und Krieg zu verzeihen und sogar mit kluger Sophistik zu verteidigen. Wie W.E.V. Du-Bois richtig bemerkte, „in vielen Fällen, wo die moralische Opposition gebraucht wird, verhielt sich die Kirche befremdend ruhig und selbstgefällig.“

Unter den Missionaren befanden sich einige willensschwache Menschen. Pritchard berichtete, dass einige der ersten Kleriker Grundbesitz auf ihren eigenen Namen in Fidschi erwarben, unter dem Vorwande für kirchliche Zwecke, aber mit der unmissverständlichen Absicht, dieses Land zu ihrem eigenen privaten Nutzen zu behalten. Ein Heiliger Herr kaufte von einigen weissen Siedlern Land „für die Mission“, entlang einem schönen Flusse, wo die Wesley'sche Mission absolut keine Verwendung für das Gebiet haben konnte; aber er meinte, „wenn die Mission es nicht gebrauchen kann, werde ich verpflichtet sein, es für mich selbst zu behalten“;

was er auch tat. Es gäbe keinen Einwand gegen das Verhalten dieses Mannes, der den gerechtfertigten Wunsch besass, seine Kinder zu versorgen, wenn er das Land mit seinem eigenen Gelde gekauft hätte, anstatt auf Vorwände zu verfallen.

Im Scherz sagt man, als die Missionare nach Hawaii kamen, besaßen sie die Bibel und die Eingeborenen das Land. Nach einer Weile besaßen die Hawaier die Bibel und die Missionare das Land. Obwohl viele Betrügereien in Bodentransaktionen zu dieser Bemerkung anregen, müssen wir^e erinnern, dass die meisten Verkäufe unbedingt ehrlich waren. Boden hatt^e früher wenig Wert und die gutmütigen Hawaier waren willig ihr Land für eine Kleinigkeit zu verkaufen. Es ist deshalb unrecht, die Nachkommen der Missionare ^{zu} anklagen, durch Betrug ihrer Vorfahren wertvollen Landbesitz gewonnen zu haben. Diese Leute hatten eben das Glück auf den Inseln zu sein, als der ~~Yarkak~~ Ankauf von Land eine kluge Geldanlage wa^r. Sie besaßen Weitsicht, die den Eingeborenen vollkommen fehlte.

Ich stiess auf einen Fall, nicht weit von meiner Wohnung, wo ein KirCHFürst und seine Familie Jahre hindurch persönlichen Gebrauch von einer Strandbesitzung machten, die der Kirche ausdrücklich zur Erholung der schwerarbeitenden und übermüdeten Insassen eines Konvents gestiftet worden war.

Eine ganze Anzahl Missionare, nachdem sie ihre eigenen Wege gegangen und von den kindlichen Eingeborenen als Vertreter Gottes auf Erden angesehen wurden, begannen sich selber allmählich allmächtig zu fühlen. In Tonga kamen die ersten Wesley'schen Missionare zu solcher Macht, dass sie Rev. Shirley Baker 1880 zum Premierminister ausersahen. Er verfaßte die erste Konstitution der Nation und war praktisch zehn Jahre lang der Herrscher. Er wurde bald unerträglich diktatorisch und bekämpfte die römischen Katholiken, die sich gleichfalls bemüht^en, Konvertiten zu gewinnen. Er gründete, nachdem er sich mit den Oberen seiner eigenen Sekte überworfen hatte, die Frei^e Kirche von Tonga, mit sich selbst als Oberhaupt. Als er schliesslich den Gouverneur von Fidischi beleidigte,

sandte Seine Exzellenz sofort ein Kanonenboot, das den Unruhestifter vertrieb.

Die Hawaier, von ihren vielen Göttern enttäuscht, entsagten denselben fünf Monate bevor die Missionare auf der Brigg »Thaddaeus« ihre Inseln erreichten. Dies ist die Geschichte:

Seit der Ankunft des Kapitän Cook war der Glaube der Hawaier an ihre Götter erschüttert. Die Ansiedlung entlaufener Seeleute unter ihnen und später die fremden Handelsleute beeinflussten sie die Macht ihrer Götter aus Holz und Federn in Frage zu stellen. Als der polygame, gerechte König Kamehameha starb, wurde der willensschwache Sohn Liholio unter der Regentschaft seiner Stiefmutter Königin Kaahumanu, der Lieblingsfrau Kamehamehas, König. Hawaische Frauen nahmen eine sehr niedrige Stellung ein; erlesene Speisen waren ihnen verboten, auch durften sie nicht an den Mahlzeiten der Männer teilnehmen. Die gebieterische und sensible Königin Kaahumanu wütete gegen diese närrischen Beschränkungen. Sie hielt Liholio nicht von seiner übermässigen Neigung zu geistigen Getränken ab, weil sie darin ihre Chance (1810) zur Emanzipation sah. Unter Kaahumanus fortwährender Verspottung der heidnischen Götter und unter dem Einfluss von Alkohol, verletzte Liholio das heilige Verbot, dass beide Geschlechter zusammen tafeln, bei einem Staatsbankett dadurch, dass er sich zu den weiblichen Häuptlingen setzt und an ihrem Mahle teilnahm. Die Menge war begeistert und der freudige Ausruf kam von allen Lippen: »Der kapu ist gebrochen! Der kapu ist gebrochen!» Der Historiker Jarves berichtete, dass Befehle erlassen wurden die heiaus zu zerstören, die Götzen zu vernichten - »Tempel, Bildnisse, geheiligtes Besitztum und die Altertümer wurden ein Raub der Flammen.« Der Hohepriester Hewahewa, der die gleiche Anerkennung verdient wie Kaahumanu, wegen ihres grossen moralischen Mutes, verzichtete auf sein Amt und förderte dadurch die Zweifel an der alten Religion. Kapiolani läutete ihr die Todesglocken, als sie zum Vulkan Kilauea marschierten, um die Göttin Pele herauszufordern, die dort ihren Wohnsitz hatte.

Im März 1820 betraten die Missionare hawaiischen Boden und vernehmen die erstaunliche Nachricht, das Heidentum, das sie abschaffen wollten, bestand nicht mehr. Diese aufrichtigen und einfachen Leute begannen durch ihre Predigten von Feuer und Schwefel nun unnötige Furcht vor Gott in die Herzen der neubekehrten Eingeborenen zu senken. Sie erließen schreckliche Gesetze, die die LeichtHerzigen Inselbewohner in Trübsinn tauchten, als ob sie mit einer nassen Decke bedeckt worden waren. Sie durften sich nicht einmal ihr Essen an den Sonntagen kochen. Baxley, der die Hawaiischen Inseln etwa 40 Jahre nach der Ankunft der ersten Gruppe Missionare besuchte, drückte seine, vielleicht etwas beeinflusste Meinung über die Inseln so aus: "Wenn wir den bereits erwähnten edlen Hawaiern und den beamteten Eingeborenen, die mit ihnen zusammen arbeiten, das hohe Lob spenden, das ihnen gebührt, weil sie die heidnischen Riten des Götzendienstes, die menschenopfer und das Taboo beseitigt haben; was sie durch die zentrale Macht der Regierungsmaschinerie schnell und wirksam vollbringen konnten. Das Meiste, worauf die Missionare Anspruch erheben können, ist ihre nachfolgende Beihilfe die Ruinen in den Staub zu treten und Anordnungen für den zukünftigen religiösen Glauben des Volkes gegeben zu haben. Sicherlich dürfte dies als hinreichende Ehrung beurteilt werden, wenn sie die letztere Pflicht weise und hingebend erfüllt hätten, in genauester Einhaltung der göttlichen Gebote, auf die sie gelobt und der gesetzmässigen Regeln, die zu lehren zu ihrer Pflicht gehörte. Wie weit ihre Handlungen den verpflichtungen ihres religiösen Gelöbnisses entsprachen, kann an anderen Einzelheiten, wie an den bereits angeführten, danach bemerkt werden."

Als die Missionare auf den Hawaiischen Inseln von ihren Vorgesetzten in Neu-England getadelt wurden, dass sie sich zu viel in das politische Leben der kleinen Nationen einmischten, entgegneten sie mit der Bitte um mehr Unabhängigkeit von der Mutterkirche. Dies wurde gewährt, aber sie erlitten nicht das schwere Ende des Rev. Shirleya Baker von Tonga.

Baxley führt fort: "Es ist unmöglich, nicht die kirchliche Herrschaft zu verurteilen, die über die Eingeborenen ausgeübt wird; die absichtliche Knechtschaft in der diese Menschen gehalten werden von denen, deren gelöbnis bezweckt Wohltaten auszuteilen. "Wohltaten erweisen". Ach - aber nicht ohne Geld und Ruhm", für die ~~weil~~/Zehntel von Minze, Anis und Kümmel eingetrieben werden" während "die wichtigeren gesetzlichen Angelegenheiten, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glaube - der Glaube der Apostel zeigt sich durch ihre Werke - unterlassen werden. Es ist eine Entweihung der einfachsten Menschenrechte und sicher auch der Vorschriften des Christentums, eine Steuer zu erheben und Sammlungen einzutreiben von der armeligen Produktion oder dem kleinen bisschen Besitz der Eingeborenen für selbstsüchtige Zwecke zur Anhäufung von Besitz und Prachtentfaltung. Dies ist die Gewohnheit mancher Missionare, unter dem Deckmantel eines bestimmten Motivs ihre Taten zu heiligen. Die Eingeborenen geben häufig ihrem Misstrauen zu der Aufrichtigkeit und den Wohltaten des Schemas zu ihrer Besserung Ausdruck, wenn sie mit solcher handlungsweise verknüpft ist. Bisweilen geben sie ^eschon zu erkennen, dass die Abgaben, die von ihnen öffentlich^e eingetrieben werden für "die Verbreitung des Evangeliums und um der Liebe Gottes zu dienen", vielmehr häufig auf dem Tisch des Missionars Luxus verbreiten und seiner Vorliebe für ein schönes Heim und ansehnlicher Einrichtung entgegenkommen; während die armen Eingeborenen veranlasst werden ihren primitiven Poi (Tarobrei) zu teilen und auf dem ihr Grashütten zu liegen, morgens und abends "lange Dankgebets"sprecher müssen und "unnütze Wiederholungen wie in alten heidnischen Tagen" für diese gnadenvolle Verkündigung. "Diesen Opfern einer solchen Heuchelei mit so schlimmen Erfahrungen möge wahrhaftig verzichtet werden, wenn sie die Notwendigkeit göttlichen Einschnittens fühlen und daher beten: "Schütze mich vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern kommen und inwendig reissende Wölfe sind." ~~ff~~

"Verdrehung der Wahrheit ist unglücklicherweise keine ungewöhnliche Zuflucht derjenigen, die ihre Werke verherrlichen, Einfluss gewinnen wollen und Belohnung für ihre übertriebenen Verdienste. Da die Hawaiisch^{en}

Inseln von den grossen Zentren des Wissens und der Beobachtung ^{bei} ~~wäst~~ abgelegen sind, boten sie einen willigen Schauplatz für Verwicklungen und Missdeutungen in religiösen Angelegenheiten. Ein allgemeiner Irrtum herrscht in der öffentlichen Meinung Amerikas - ,das die Unterdrückung von Menschenopfern, das Taboo (priesterliches Verbot), der ~~Wax~~ Götzendienst bei den Hawaitern, den Bemühungen der Missionare zu verdanken sei. Es wäre ungerecht, denen das verdiente Lob zu entziehen, denen es gebührt, aber auch ungerecht, eine Täuschung zu bekräftigen, die ihren Ursprung in der Selbstsucht hat, dem bekannten Zweck des Missionsunternehmens nicht gut anstehend und berechnet, die zukünftigen menschenfreundlichen Unternehmungen irre zu führen. Zu gleicher Zeit könnte es viel dazu beitragen, einem unglücklichen Volk das Ansehen zu dem es berechtigt wäre zu versagen, für eine kühne spontane Bewegung den Grausamkeiten und dem Barbarismus Einhalt zu gebieten und sich aus der Erniedrigung zu erheben, in die sie eine Priesterregierung, schlau beraten und despotisch erzwungen, ~~sie~~ absinken liess.»

Damit der Leser nicht glaubt, Baxley sei einfach ein Phantast, der die späteren Missionare in Hawaii unfair kritisiert, werde ich aus T.R. Warrens komisch betiteltem Buch »Dust and Foam, or Three Oceans and Two Continents«, veröffentlicht 1859, zitieren: »Es tut uns weh, wenn wir daran denken, dass die Nachfolger jener demütigen Männer, die unverdrossen daran arbeiteten, den Wilden aus seiner Erniedrigung zu reissen, sich das natürliche Gefühl der Verehrung zu nutze machten, das durch das tadellose Leben und die Selbstaufopferung ihrer Vorgänger in dem Geist der Eingeborenen aufgekommen war. Sie errichteten eine autokratische Knechtschaft, deren Oberhaupt sie selbst sind, ebenso despotisch wie die Regierung der Russen. Ihren eigenen Stolz und ihre Machtliebe befriedigen sie auf diese Weise, die Interessen der Religion beeinträchtigend, deren Hohepriester sie sind. Durch Einschränkungen, seichte und offen zu Tage tretende Heuchelei/machen sie inwendig all das ungeschehen, was bei der wahren Bekehrung der Heiden erreicht worden war. Mit der Regierung in ihren Händen ist ihre Macht fast unbegrenzt;

der König, kaum mehr als eine Marionette, wagt kaum seine Seele sein eigen zu nennen, umgeben von Flitterwerk und unechter Ausstattung für sein Königstum, bewegt er sich wie sein Prototyp auf dem Schachbrett, wohin diese republikanischen Spieler auch deuten mögen. Mit dem talismanartigen Wort »Taboo« haben sie den Eingeborenen ihre harmlosen Vergnügungen eingeschränkt, die einst dazu dienten, ihre Nationalität am Leben zu halten und ihre natürliche geistige Elastizität zu bewahren, die durch ihr Unterlegenheitsgefühl gegenüber den Weissén unterdrückt worden war. Der König, ein dicker, kupferfarbener, alter Herr von fünfzig Jahren, ein Mann mit gutem Allgemeinwissen und einigen beträchtlichen Kenntnissen; hätte er eine andere Stellung im Leben eingenommen, als die des Gesalbten des Herrn, würde er wahrscheinlich eine Rolle unter seinen ^{als} Landleuten gespielt haben. Aber umgeben von falschem Königstum, geheimt durch völlig geschmacklose Formen und Zeremonien, die ihm seine beratenden Missionäre auferlegten, benimmt er sich wie ein Schuljunge bei dem Versuch seinen Verfolgern zu entweichen, keine Gelegenheit wird ungenutzt gelassen. Wenn er nicht gerade betrunken ist lungert er in den Hotels herum, um Billard, ^{an} das er sehr liebt, mit jedem zu spielen, der ihm in den Weg kommt. Für diese Unbesonnenheiten bezahlt er teuer; sobald seine Missionare sich seiner Person bemächtigt haben, setzen sie ihn unmittelbar in Arrest - dort bleibt er, bis er Besserung gelobt.»

Ich besuchte eine grosse Missionsschule an den Ufern des Rewa, nur einen kurzen Weg von Sava entfernt. Hier wird das Schulterblatt des ungestümen Rev. Thomas Baker aufbewahrt, der im Jahre 1867 gegessen wurde. Die Fidschier hoben für gewöhnlich die grossen Knochen ihres mbokela vor dem mbure - ni - sa, dem Ledigenhause, in den Gabelungen der Bäume, meistens auf dem noli (Citrus grandis) auf, wo sie durch den fortschreitenden Wachs rund um ~~die~~ Knochen, bald in Holz befestigt wurden. Als einige Weissé über die Ermordung Bakers Mahre danach sprachen, bekannte ein Fidschier offen, auf welchen Baum die Knochen des Missionars gebracht worden seien. Die Nachsuchenden fanden sie

an der angegebenen Stelle. Von dort aus brachten sie die Gebeine in das Museum von Suva, bis sich einige Leute über eine solche Entweihung entrüsteten. Daraufhin veranstaltete man ein richtiges Leichenbegängnis und setzte ein christliches Grabmal.

Ein zeitgenössischer Bericht über den Tod Bakers gibt, wie in vielen Streitigkeiten zwischen Weissen und Eingeborenen, nur einen Teil der Geschichte, nämlich nur die Version der Weissen. Aus historischem Interesse an dem Artikel, den ich als loses Blatt in einem antiquarisch erworbenen Buche fand, berichte ich ihn ganz:

»Das Massaker von Fidschi«

» Die australische Presse gibt einen vollen Bericht von der Ermordung des Rev. T. Baker, Wesleyischer Missionar, von Shadrach Seileka, einem eingeborenen Missionshelfer, einem eingeborenen Katecheten und von sechs (eingeborenen) Studenten des umherreisenden Ausbildungsinstitutes, das unter Leitung des Herrn Baker stand. Anscheinend wollten sie die Insel Viti Levu durchqueren, eine Insel der Fidschi-Gruppe, um an die Küste von Vuda zu gelangen. Am Sonnabend, den 20. Juli, kam die Gesellschaft nach Gayadelavatu, der Hauptstadt des Navosastammes. Obwohl sie nicht gerade mit Herzlichkeit empfangen wurden, gab es keine feindseligen Demonstrationen; die ganze Gesellschaft ging friedlich zur Ruhe. Früh am nächsten Morgen jedoch bemerkte Baker, dass sich die Eingeborenen aufgeregter benahmen und ihre Pflanzungen verlassen hatten. Er schien sofort die schlimme Bedeutung zu erfassen, denn er rief: »Jungen² zieht Euch an, lasst uns fortgehen, sonst werden wir getötet.« Herr Baker hielt die Morgenandacht - singend, lesend und ~~hina~~ betend -, dann trat er aus dem Hause, wo sich sofort der Häuptling Nakatakataimosi zu ihm gesellte und ihm mit den Worten seine Begleitung anbot: »Komm, ich will Dir den Weg nach Vuda zeigen.« Herr Baker rief seine Gesellschaft heraus. Als alle fertig waren, verabschiedeten sie sich und folgten dem vorausgehenden Häuptling, der eine kleine Streitaxt in der Hand trug. Dicht hinter ihm folgte Herr Baker. Sie schritten

in einer Einzelreihe fast hundert Yards auf dem Wege dahin, da wandte sich einer der Studenten um, um mit einem Eingeborenen zu sprechen, dabei sah er das Volk schnell aus den verschiedenen Häusern mit Flinten und Keulen in den Händen herbeieilen und ihnen in verdächtiger Hast folgen. Er lief sofort mit einem Institutsgefährten, der hinter dem Hauptteil der Gesellschaft ging, nach der Mitte der Reihe zu Aisea, dem ^{che}Katechisten und riefen beide gleichzeitig: "Wir sollen erschlagen werden". Aisea, der eine kleine Zinnkiste auf der rechten Schulter trug, antwortete: "Wenn wir erschlagen werden, wird Laufen Euch nicht retten". Kaum hatte er diese Worte gesprochen, wurde er rückwärts von einer Keule getroffen. Die Kiste hielt jedoch die Wucht des Schlages ab und er ging dicht an der linken Kopfseite vorbei. Aisea liess den Kasten fallen und flüchtete vom Prade fort. Als er Aufruhr und Geräusch vernahm, wandte sich Herr Baker um, hob die rechte Hand und rief: "Lauf nicht fort, lass das". Der Häuptling, der sich unmittelbar vor ihm befand, drehte sich zu gleicherzeit schnell um und schlug ihm mit seiner Art auf die Halsrückseite, so dass er sofort tot umfiel. Der eingeborene Geistliche, der sich nur einige Yards oder Fuss hinter Baker befand, beugte sich über den Leichnam, um ihn zu küssen und rief dabei: "Wir wollen mit unserem Missionar zusammen in den Tod gehen." In dieser Stellung schlug man ihn nieder. Die ganze Gesellschaft wurde augenblicklich in das Jenseits befördert, mit Ausnahme von Aisea und José fata. Diese Männer liefen nur einige Yards, warfen sich dann nieder und krochen unter langes, verfaultes Gras. Durch grosse Geschicklichkeit gelang es den Beiden zu entkommen und die Nachricht nach dem Hauptquartier der Missionare zu bringen. Bei Bekanntwerden des Verbrechens rüstete man schnell eine Armee aus und schickte sie in das Innere des Landes, um alle Stämme zu bestrafen, die an dieser Affaire beteiligt waren. Vom Häuptling Thakombau verlangte der amtierende Konsul die Mörder eines britischen Untertanen herbeizuschaffen und versprach sein Äusserstes zu tun, sie in sicheres Gewahrsam zu setzen. Die weissen Residenten hielten Versammlungen ab und beschlossen, den Häuptling

durch Lieferung von Waffen und Munition zu unterstützen."

Der Mord an Thomas Baker und seiner ebenso tapferen, aber vergessenen eingeborenen Schar, ist beklagenswert. Aber aus Tatsachen, die Brewster und andere Jahre später von den Fidschiern sammelten und Erzählungen, die ich selber vernahm, müssen wir zugeben, dass mildernde Umstände, die in der Zeitung nicht erwähnt werden, das Massaker begleiteten. Baker, der Götzenzerstörer, hatte sich Feinde unter den Eingeborenen gemacht, weil er ihre Religion angriff, wenn nicht gar andere unkluge Taten den Grund bildeten. Durchschnittliche Christen würden sich genau so beleidigt fühlen, wenn ein frommer Hindu plötzlich unter ihnen auftauchen würde und ihnen klar machen wollte, was für Toren sie seien, Gott auf ihre Art zu verehren.

Baker hatte sich die Feindschaft eines Küstenhäuptlings zugezogen. Die nur oberflächlich evangelisierten Küsten^dfidschier fürchteten die Macht der Kanonenboote der Weissen. Die im Innern des Landes wussten nichts davon. Baker bestand trotz warnender Bitten seiner Kollegen hartnäckig darauf, in das Innere des Landes unter die heidnischen kai tholo, die Hügelstämme, zu gehen. So setzte er sein eigenes Leben und das seiner Anhänger aufs Spiel. Wie viele fromme fanatische Kleriker war er von der Bedeutung des eigenen Werkes beeindruckt und sicher, Gott werde ihn beschützen. Der Häuptling wusste von Bakers Absichten und plante nun seinerseits sich von ihm zu befreien. Er sandte einen Tambua vor Baker zu dem ersten Kannibalenstamm, durch dessen Gebiet der Priester gehen wollte. Mit der heiligen Gabe war die gleichzeitige Forderung verknüpft, der Empfänger möge ein gutes Werk tun und den schädlichen Papalangi erschlagen, der in Kürze bei ihnen auftauchen würde. Ein Häuptling nach dem anderen gab den Tambua mit der scheusslichen Forderung an seinen Nachbarn weiter, wie eine heiße Kartoffel. Zu derselben Zeit warnte jeder Häuptling den Priester, dass er, obwohl er bei ihm vollständig sicher sei, nicht für seine Sicherheit garantieren könne, wenn er weiterhin in das Innere reisen wollte. Tatsächlich warnten sie ihn davor, dass das Innere des Landes voll düsterer Gefahren für ihn sei. Anstatt nun auf seiner Hut zu sein, verfolgte Baker mit seiner Gefolgschaft weiter

seinen Weg, fest an seinem Glauben, Gott werde ihn beschützen. Der geheime Tambua reiste immer vor ihnen her. In Vatusila, dem westlichen Teil von Viti Levu, wurde die Bakergesellschaft gastlich aufgenommen. Der »heisse« Tambua mit der blutdürstigen Aufforderung war bereits dort. Der Häuptling gedachte wie alle anderen vor ihm, den Tambua seinem Nachbarn mit derselben Forderung aushändigen zu lassen.

Am Morgen des verhängnisvollen Tages packte Baker seinen Kamm aus, brauchte ihn und legte ihn auf die Matte nieder. Sein Wirt, der führende Häuptling, bewunderte ihn, nahm ihn auf und steckte ihn unschuldig in sein Haar. Baker, der es wohl wissen musste, riss ihn böse aus dem Haarschopf seines Gastgebers. »Er hätte keine tödlichere Beleidigung begehen können« stellt Brewster fest. »Das Haupt ist der heiligste Teil des Körpers; dort wohnt all die mana oder die mystische Kraft des Mannes. Besonders in dem Falle, in dem es sich um einen Häuptling handelt, denn er ist der Schrein des Stammesgottes und als solcher selber heilig. Er ist der Vertreter seiner göttlichen Vorfahren, die ihm in die geistige Welt vorangegangen sind und deren Verehrung er auf Erden unaufhörlich fortsetzen muss. Bewegt er sich als solcher unter seinem Volke wird er mit dem tana, dem heiligen Freudenschrei, begrüsst, als der heilige Vater seines Stammes. So geehrt ist sein Haupt, dass keiner als nur der erbliche Priester es frisieren darf. Nachdem er es getan hat, darf er keine Lebensmittel berühren, sondern muss hölzerne Spiesse benutzen, mit denen er die Nahrung zum Munde führt, oder muss sich füttern lassen. Durch die Berührung des Häuptlingshauptes ging die Göttlichkeit in seine Hände über, die dadurch tambu wurden. Die Beleidigung der Häuptlings Ehre, der habgierige Wunsch nach dem wundervollen Walfischzahn Tambua besiegelten Herrn Bakers Schicksal. So wurde beschlossen, die Aufforderung, die den Tambua begleitete, in die Tat umzusetzen. Kurz nach Verlassen des Dorfes, an der ausers^{en}sehen Stelle, fiel er unter der Streitaxt eines Begleiters des Häuptlings. Der Leichnam wurde in das Dorf zurückgebracht und auf dem rara, dem öffentlichen Platz, ausgestellt.«.

Alle Opfer wurden gegessen. Sie zerteilten Baker und sandten kleine

Leckerbissen von ihm über die Berge in die anderen Dörfer. In einem Dorf, weit im Innern des Landes, wo die Fidschier noch nie zuvor einen papalangi gesehen oder gekostet hatten, kochten sie eine Woche lang seine Stiefel und staunten über die Zähigkeit des alten Missionars.

Dr. Lamberts Bemerkungen über die moderne Zeit zeigen, dass sich die menschliche Natur wenig geändert hat. »Der Mann Gottes ^atätigte die Geschäfte dort, wo es ^{um} selbstsüchtigen Profit ging, im Namen seiner Ehefrau; er machte sich Sonderkonzessionen zunutze, die von der Regierung für das legitime Missionswerk erteilt worden waren, oder er verbrauchte die Mittel der beträchtlichen christlichen Sammelsteller für seine Zwecke. Die Eingeborenen sind zu scharfsinnig, um nicht diese Heuchelei zu bemerken; aus diesem Grunde gewinnen solche Leute nur wenig aufrichtig Bekehrte. Manche dieser »Konvertiten« folgen den Missionaren nur, weil es Mode ist oder um materielle Vorteile zu erringen. Lamberts Befund, dass im christianisierten Pazifik ein inoffizielles Heidentum besteht, überrascht mich deshalb nicht. Bei der Auswahl seiner eingeborenen Assistenten wies Lambert gewöhnlich die Jungen zurück, die auf einer Missionschule ausgebildet waren. »Er Mission«, entdeckte er, bedeutet »Er ist ein Christ«, und dies war ein Ausdruck der Verachtung.

Der Missionar der vergangenen Zeiten gebor dem grauenvollen Sklavenhandel Einhalt, er beschützte die Eingeborenen gegen betrügerische Händler und versuchte sie von Trunksucht und Lastern abzuhalten. Für die wüsten Zeiten der vergangenen Tage ist vielleicht Robert Louis Stevensons Feststellung richtig: »Mit all ihren Makeln, mit all ihrem Mangel an Redlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Allgemeinverstand, sind die Missionare die besten und nützlichsten Weissen im ganzen Pazifik«. Heute sind die Missionare weitherziger in ihren Ansichten, als ihre Vorgängerin Stevensons Tagen. Prediger der verschiedenen Bekenntnisse springen sich heutzutage nur wenig gegenseitig an die Kehle. Hoffentlich kommt der Tag, an dem sie gegen die anderen Religionen ebenso weitgehend tolerant sein werden.

Lambert, dessen ^amedizinische Erfahrungen im Pazifik kaum übergangen werden können, macht die Feststellung, dass die Rassen aus drei Gründen

aussterben: eingeschleppte Krankheiten, Verfall der Sitten und Mangel an Lebenswillen. Der erste Grund ist der schwerwiegendste. Die bequeme vielseitige geschichtliche Behauptung durch einige neuere Autoritäten, dass die Eingeborenen des Pazifik schon auszusterben begannen, ehe Kapitän Cook und die nachfolgenden weissen Seefahrer kamen, ist nach Lambert, Unsinn. Der Weisse leitete diesen Untergang ein. Jahrhunderte vor Cooks Kommen, verbreiteten Portugiesen, Spanier, holländische Sklavenfänger und Freibeuter gefährliche Krankheitskeime in der Südsee.

In den neueren Jahren legte die Influenza über den Pazifik hinweg; sie forderte einen schrecklichen Zoll. Die Masern dezimierten die hawaiischen Bevölkerung im vergangenen Jahrhundert, weil sie nicht einmal eine teilweise Abwehrkraft in sich gegen diese neue Krankheit aufgebaut hatte. Nach Bericht von Rev. John G. Paton, kamen 1860 drei mörderische Seekapitäne nach Tana, auf den Neuen Hebriden, die fröhlich verkündeten, sie hätten vier an Masern erkrankte junge Männer in vier verschiedenen Häfen an Land gesetzt, um die Anzahl der Eingeborenen zu vermindern und zu schwächen. Als Paton Einwendungen erhob, riefen sie aus: »Unser Kennwort ist 'Fegt diese Kreaturen weg, und lasst den Weissen den Boden besetzen.' Sie lockten einen Häuptling namens Kapuku an Bord ihres Schiffes, versprachen ihm ein Geschenk, speerten ihn dann vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung, mit masernkranken Eingeborenen ein. Schliesslich schickten sie ihn ohne ein Geschenk an Land, um diese Krankheit zu verbreiten. Die Masern breiteten sich schrecklich aus. In manchen Dörfern wurden Männer, Frauen und Kinder zur selben Zeit erfasst, so dass keiner den Kranken Speise und Trank reichen, noch die Toten beerdigen konnte. Das schmerzlich errungene Wissen, dass das Kommen des Weissen sie oft verheerenden Epidemien unterwarf, verwandelt diese Leute in Teufel. Sie nahmen jede mögliche Gelegenheit wahr, die Weissen zu töten, ihre Schiffe zu zerstören und übertrafen alle anderen Insulaner an Verrätereien, Grausamkeiten, und Bosheiten gegen Fremde. Erskine, der über die Pazifikinseln im Allgemeinen sprach, meinte: »Wahrscheinlich sind die meisten Grausamkeiten, die man den Insulanern nachsagt,

durch Agressionshandlungen oder schlechtes Verhalten von Seiten des Weissen hervorgerufen worden.»

Die Missionare trifft kein Tadel für die Einschleppung dieser Krankheiten, aber sie sind ein verantwortlicher Faktor für den Verfall vieler guter Eingeborenensitten und dem Mangel des Lebenswillen der Eingeborenen. C. F. Wood beurteilte im Jahre 1873 die Lage vollkommen ^{so} ^{richtig}: »Wir nehmen den bekehrten Eingeborenen ihre Tänze, ihre Gesänge, ihre männlichen Sportarten fort aber geben ihnen nichts anderes dafür. Ich glaube, dass diese Tanzen, Singen, Ringen usw. ihre natürlichen, nötigen Gewohnheiten sind, um ihnen Bewegung zu geben. Als wir ihnen all diese fortnahmen, hätten wir Missionare aussenden sollen, die ihnen nützliche Dinge, wie Tischlern, Bootsbau etc. lehrten, denn ohne solche Beschäftigungen können ihre moralischen Bedingungen nie verbessert werden. Viele intelligente christliche Eingeborenen sagten mir, mit der Einführung des Christentums wäre das Volk in eine Art Stumpfsinn verfallen.»

Pritchard, selbst Missionarssohn, schreibt 1866: »Auf keiner Insel des Pazifik, wo der Weisse, forciert durch die Macht des Christentums oder durch die Notwendigkeit der Zivilisation sich ansässig gemacht hat, oder seinen Einfluss mitbrachte, kann irgendwie ein positives Anwachsen der Bevölkerung im Gefolge, als Ergebnis des Kontaktes und Nebeneinander der beiden Rassen. Das Christentum ist äusserst erfolgreich gewesen, den Insulanern das Heidentum und den Aberglauben ihrer Väter zu nehmen; den Krieg aufzugeben und in Frieden zu leben; Sicherheit für Leib, Leben und Besitz zu gewähren. Aber nirgendwo kann ich das Ergebnis finden, dass mit Neuordnung der Dinge, der Übertritt von Heidenglauben zum Christentum, die Bevölkerung irgend eines Eilandes oder Inselgruppe tatsächlich und positiv an Zahl zugenommen hat. In dem Masse, wie der Weisse mit seinem Einfluss die Heimat der Südseeinsulaner durchdringt, schwindet der letztere langsam aber sicher dahin, weil er die Gewohnheiten des ersteren annimmt.»

Thompson stellt 1940 fest: »Die Wirkung des Christentums auf die geistige Welt der Eingeborenen ist abgrundtief gewesen. Die erniedrig-

ung der alten Götter zu Teufeln, und die Erhebung der christlichen Gott-
heit zu Allmacht hat einen tiefen Konflikt in der Treue der Eingeboren-
en hervorgerufen. Noch heute fühlen sie sich schuldig, weil sie ihre
alten Götter vernachlässigen; sie behaupten sogar, diese Nachlässigkeit
wäre verantwortlich für ihren gegenwärtigen Mangel an Aktivität, was sie
als Abwesenheit des „mana“ charakterisieren. Obwohl einige mutige Ein-
zelgänger im Geheimen in Busch ihre alten Vorfahren zu versöhnen suchen
ist die alte Religion wirksam unterdrückt worden.“

Ich selbst bemerkte ein bisschen erfrischendes Heidentum an einer
Stelle in Viti Levu. Als ich an einer Yangonagesellschaft teilnahm,
goss ein tapferer Individualist eine Spende der Türh aus, ein hübsches
Zeichen der Achtung zu seinem Gott. Mein Fidschi „Sohn“ Aloisio, dessen
echter Vater Katechet ist, ver^aträte mir an, dass er nicht glauben
könnte, was sein Vater und die Priester ihm predigten. So lange Aloisio
weise genug ist nicht an die Wunder der alten heidnischen Priester zu
glauben, wie kann er dann an Zutrauen fassen zu den gleichfalls erstaun-
lichen Wundern, die von den gegenwärtigen Missionaren verkündet werden?
Beide Arten Wunder mussten ihm logischerweise gleichartig erschieⁿen.
Aloisio war ein guter gewissenhafter Jüngling, dessen gesunde Lebens-
auffassung wenig von den unnötigen heidnischen oder christlichen Dogmen
getrübt wurde.

Foster befragte einen Fidschier der Jetztzeit; die Antwort war auf-
schlussreich. Auf die Frage ob sein Volk sich moralisch verbessert hät-
te, seit die Missionare gekommen wären, zuckte er die Achseln und zög-
erte einen Moment. „Ich nehme an, Sie meinen 'ehe der Europäer kam?'
Dann kann ich sagen, 'nein.' Wir hatten in den vergangenen Tagen ein ge-
sellschaftliches System, genau so vollkommen, wie die Europäer es ein-
führten, und Sie entschuldigen, wenn ich es sage, ich denke, wir waren
DAMALS ein besseres Volk - abgesehen von unserm Kannibalismus. Das be-
trifft besonders unsere jungen Leute - und hauptsächlich unsere Frauen
- di^e sich jetzt einer Freiheit erfreuen an die sie gänzlich ungewöhnt,
und für die sie geistig nicht vorbereitet sind. In früheren Jahren war

es Gesetz in Fidschi, dass alle unverheirateten männlichen Geschlechts in einem grossen Hause leben mussten, dem mbure-ni-^saa, oder Junggesellenklub, zu den den Frauen der Zutritt verboten war. So waren die Ungebundenen immer unter wachsamen Augen. Auch die Mädchen, trotzdem sie in dem Hause ihrer jeweiligen Eltern verblieben, allerdings genau bewacht, sodass die langgeflochtenen Haarlocken, die ihre Jungfräulichkeit kennzeichneten, für gewöhnlich die Wahrheit sagten. Wir besaßen noch viele andere Schutzmassnahmen. Die Eltern verabredeten im Allgemeinen die Heirat. Doch waren unsere Missionare dagegen ganz entsetzt, dass wir immer versuchten, uns mit Vetteren zu verheiraten. Statistiken haben aber bewiesen, hier in Fidschi - entgegen Eurem Glauben - dass solche Heiraten die gesündesten Kinder hervorgebracht haben. Natürlich gibt es noch mehr Dinge, die die Europäer schockieren, aber jede Sache besitzt ihren Zweck. Am Morgen nach der Hochzeit - die fast ohne Zeremonie vollzogen wurde - gingen die Älteren Frauen zu der Braut und schnitten ihr die Locken ab; dann folgte erst das Fest. Erführen aber die alten Frauen - und sie forschten gewissenhaft - dass die Locken nicht die Wahrheit sprachen, war es ein trauriges Festmahl. Sie schnitten das geröstete Schwein in einer gewissen Art auf, um den Skandal öffentlich anzuzeigen. Dies war wirklich eine zartfühlende Weise dies bekannt zu machen, verglichen mit der, der Tonger und Samoaner, die durch das ganze Dorf liefen, die Brautmatten in der Öffentlichkeit herumschwenkend. Auch das entsetzte Eure Leute, obwohl dies uns eine Chance gab die betrügerische Braut zu treffen, auch machte die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal die anderen jungen Frauen moralischer. Viele Eurer Missionare verdamnten was sie sahen, ohne die Gründe zu erforschen. Sie ersetzten alles durch IHRE Weise, die WIR nicht verstanden. Sie schafften den Junggesellenklub ab, so dass die ganze Familie unter einem Dach lebt, wie in Amerika oder England. Aber in unseren Häusern gab es nur einen grossen Raum, oft von mehreren Familien besetzt. Und heutigentags, obwohl noch die jungen Mädchen mitunter die Locken tragen, um ihre Jungfräulichkeit zu kennzeichnen, ist es ein sehr, sehr unzuverlässiges Zeugnis.

M. J. Brown erklärt ebenfalls den Verfall primitiver Völker mit der plötzlichen Verschiebung ihres Lebenssystems. ~~Der~~ Händler und Missionare tun ihr Bestes, sie aus ihrer Vergangenheit zu entwurzeln; der erstere drängt ihnen Textilien und Schmuckstücke auf, die nicht ein Zehntel der Arbeitskosten, die ihre einheimischen Anfertigungen, benötigen der Missionar durch höchste Selbstlosigkeit angetrieben und manchen der Händlermethoden feindlich gesonnen, vollendet den Untergang. Um seine religiösen und ethischen Ideen einzufliessen, musste er die der Eingeborenen zuerst vernichten - die einzig sichere Grundlage, auf der etwas Neues aufgebaut werden konnte; er verdammt sogar harmlose Bräuche weil sie zu den Ideen der zivilisierten Welt im Gegensatz standen. Der Erfolg davon ist, dass die Eingeborenen ihre alte Haltung verloren haben und nun zwischen halbem Verständnis, oftmals sogar in einer gänzlich unverständlichen Nomenklatur der Zivilisation und Religion treiben, von der ~~dem~~ sie durch ihre kulturelle und religiöse Entwicklungsstufe Jahrtausende weit getrennt sind.

Wie können wir die übrig gebliebenen Völker der Südsee von weiterer Dezimierung retten? Zu allererst muss man ihnen Hygiene beibringen und vor übertragbaren Krankheiten überwachen. Die Rockefeller-Stiftung und neuerdings die Armee des zweiten Weltkrieges zeigten den Weg zur Vernichtung der Krankheitsübertragenden Insekten und anderer Erreger. Dies muss an die Stelle der früheren natürlichen Quarantäne gesetzt werden. Diese Quarantäne, nun gebrochen durch die schnellen und leichten Verkehrsmittel der Weissen, bestand in der genügenden Isolierung der Eilande von einander, die eine Übertragung von Krankheiten sehr erschwerte. Die verschiedenen Stämme, die die grösseren Inseln bewohnten versuchten ständig ihre Grenzen zu erweitern und lagen daher gewöhnlich giteinander in Fehde. Obwohl solche Kriege auf jeder Seite Opfer forderten, wirkten sie wie ein verborgener Segen. Dadurch gab es keine Freunde, die oft Träger von Krankheitskeimen waren und schreckliche Epidemien von einem Stamm zum anderen bringen konnten.

Der zweite Punkt zur Rettung der Pazifikvölker enthält die demütigen^{de}

und verständnisvolle Verwirklichung, dass manche Phasen der Kultur der Weissen nicht die besten sind. Mein momentanes Wissen über den fragwürdigen Nutzen, der den Eingeborenen durch oft anmassende Priester in albernem, kindischen Sermonen zu Teil wird, kann mich nie mehr bewegen, einen Silberling für ausländische Missionen zu geben, wenn er nicht für medizinische Zwecke benutzt wird. Viel Geld scheint von den ehrenhaften und befähigten Missionaren verschwendet zu werden, wenn sie ihre religiösen Dogmen lehren, in denen gelehrte Denker der verschiedenen Bekenntnisse nicht einmal selber übereinstimmen. Solange die Eingeborenen solchen schrecklichen ~~Erkenntnis~~ und traurigen heidnischen Brauch wie Kannibalismus ablegen und die Goldenen Regel (Regel detri) und die zehn Gebote gelernt haben, warum Himmel und Erde versetzen, um ihnen die fragwürdigen Dogmen des Christentums gegen ihren Willen aufzuzwingen? Im Allgemeinen ist der Weisse auf seine grosszügige Haltung gegenüber anderen Religionen stolz. Wie die Hawaier im Jahre 1819, werden die heidnischen Eingeborenen viel von ihrem unsinnigen Glauben aufgeben, so wie die heutigen Christen verschiedenes von ihrem heidnischen Glauben vergessen haben. Der melanesische Glaube an den Gott Ndengei oder der polynesischer an den Gott Maui, der die Sonne einfing, wird ihnen nicht mehr Schaden zufügen, als das ~~Christentum~~ liebliche Osterfest der Christen, dessen eigentlicher Name an die Frühlingsgöttin des alten heidnischen Europas erinnert.

Anstatt die Eingeborenen von ihren Tänzen und harmlosen Festlichkeiten abzuhalten, sollte die weisse Regierung sie zu dieser Betriebsamkeit anregen. Heute, wo die Stammeskriege aufgehört haben, die die Männer durch militärische Übungen frisch erhielten und sie zur eifrigen Herstellung von Waffen anspornte, sollten für sportlichen Wettbewerb als gesunder Ersatz gesorgt werden. Die eingeborenen Künste und Fertigkeiten, wie das Flechten von Matten, die als Fussbodenbelag und Tischdecken verwendet werden, erfreuen sich internationaler Nachfrage. Solche Gegenstände, wie die gewebten Teppiche und die silbernen Schmiedearbeiten der Navajo-Indianer, sind geeignet in ergiebige Handelskanäle geschleusst zu

werden. Anstatt den Irrtum der hawaiischen Missionare zu wiederholen, die das Trinken des ziemlich harmlosen Yangona oder awa verboten und so die Eingeborenen veranlassten, alkoholische Getränke als armseligen Ersatz zu nehmen, sollten die Missionare in Fidschi und anderen Orten das Trinken des Nationalgetränkes unterstützen.

Die Häuptlinge, so oft unwissentlich Quislinge in den Händen weißer Erpressergruppen, sollten allmählich ihrer despotischen Macht beraubt werden. Gemeindeländer sollten in den meisten Fällen unter einzelnen zentralen Besitzern aufgeteilt werden, zu Heimstätten, die für Landwirtschaft und Vieh geeignet sind. Es ist kaum nötig hinzuzufügen, dass die gleiche Gerichtsbarkeit für alle Personen gelten soll, gleich welcher Rasse sie angehören. Das gegenwärtige System, das eine Gesetzesverordnung für die Weißen, eine andere für die Fidschier und eine dritte für die Inder anwendet, ist beschämend. Noch sollten minderwertige Menschen, typische mittellose Abenteurer, von England gesendet werden, um verantwortungsvolle Regierungsstellen einzunehmen, wenn am Ort angemessene und interessierte Kräfte gefunden werden können, die in den Kolonien geboren worden sind.

K a p i t e l IX

Mbewunderungswürdiges Mbelo

→ Ein paar Tage nach meiner improvisierten Vorlesung über elementare Entwicklung des Tierreiches, gehalten im Missionarszentrum, war ich gezwungen, mein Ngaloahaus zu räumen. Ich wusste noch nicht, wo ich nun botanisieren sollte. Während wir über die zweifelhafte Aussicht wieder ein anderes Haus in einer guten Botanisiergegend zu finden, sprachen, überredete mich Aloisio leicht, es zu versuchen, in einem Eingeborenenhause zu wohnen. Ich hatte bereits in Ngaloa die Häuser Esalas kennengelernt und fand die Idee, mal zur Abwechslung in solch einem Hause Quartier zu nehmen, gut. Aloisio bat mich, nach dem Wohnort sei-

nes Vaters, nach Mbelo zu kommen. Seine Gegend sei gut zum Sammeln geeignet und sein Vater, der die Häuptlingswürde besitzt, habe mich eingeladen; es sei Platz für uns alle.

Wir packten unsereⁿübrig gebliebenen Sachen, sagten dem betrübten David See To Lebewohl, mieteten einen Wagen und fuhren nach Vaturakasa. Dieses Eingeborenendorf besass nur einen Laden. Er bestand aus einem Raum, den ein Chinese einer indischen Familie abgemietet hatte, die dicht gedrängt im anliegenden Nebenraum lebte. Nachdem ich soviel Kerosin~~und~~ Lebensmittel gekauft hatte, dass das Herz des Ladenbesitzers vor Freude hüpfte, nahm ich mir die Zeit, das Volk um mich herum zu betrachten, während ich auf Aloisios Rückkehr wartete, der fünf Kilometer weit nach Mbelo ^egelaufen war, um Pferde zu holen, die unsere Vorräte zu seinem Elternhause bringen sollten.

Die indische Familie war eine unglückliche Gesellschaft. Eine betagte aktive Greisin, anscheinend die Grossmutter, in umfangreiche Kleider gehüllt, schien das Oberhaupt zu sein. Ihr triefäugiger^e in mittlerem Alter stehender Sohn tat während meiner häufigen Besuche im Laden in den folgenden Monaten nichts anderes, als auf der baufälligen Verande stumpfsinnig herumzulungern. Die kindische Grossmutter trug zu seiner Dösigkeit noch bei, denn sie gab ihm fortwährend Becher voll Yangona zu trinken, das sie aus einer abgestossenen, emaillierten Waschschüssel schöpfte, die auf der Erde stand. In fre^wndlicher und beschä^wndener Art bot sie mir davon an; aber ich lehnte ebenso freundlich ab. Ihre beiden Enkel, beide mit wundervollen grossen Augen und langen gebogenen Wimpern, hüpfen verkrüppelt umher. Der ältere hatte sein ^{bis zum Knie}eines Bein[^] bei einem Autounfall verloren. Der Stumpf sah schrecklich aus. Der jüngere, vielleicht vierzehn Jahre alt, hatte ein Hüftausrenkung und ein geschrumpft^e Bein, das er anstelle von Krücken weit ausstreckte, um den Boden zu erreichen. Eine gesunde Tochter, mit einem Nasenpflock aus Goldfiligran im linken Nasenflügel, in viele lose Kleider ge^wüllt, wie sie die indischen Frauen tragen, schleppte sanftmütig Wasser und verrichtete Arbeiten in de

Umgebung.

Vatukarasa liegt an der Mündung eines kleinen Stromes. Zur Flutzeit fliesst brackiges und frisches Wasser weit landeinwärts. Auf solchem sumpfigen Terrain wachsen turmhohe ivi (Inocarpus fagiferus). Diese majestätischen Bäume erreichen eine Höhe von 20 - 25 Metern und werden auf Englisch die polynesische Kastanie genannt. Sie sind aber nicht mit der Kastanie verwandt, sondern gehören zur Leguminosen- (Hülsenfrüchtler)-Familie. Der Samen, der einzeln in einer Hülse reift, ist ölig und ähnelt im Geschmack einer Kastanie. Sie werden roh oder gekocht gegessen und sind, wie ich vorher erwähnte (V oft eine Zutat zum mandrai. Die Pflanze ist so nützlich, so wohlriechend wie Veilchen wenn sie blüht und so verehrungswürdig im Aussehen, dass es als Entweihung betrachtet wurde, sie zu^{irgendwie} verletzen. Die Bäume strecken aus dem faulen, sauerstoffarmen, überfluteten Grunde seltsame Wurzeln hervor, die dem unterirdischen Teil der Pflanze bei dem Gasaustausch mit der Luft behilflich sind.

Aloisio, begleitet von seinem "kleinen Vater" Joe Tereniki, half die Pferde packen und führen. Ich trug die mit ihrem Glühstrumpf ~~leicht~~^{schon} zerbrechlichen Laternen und so plantschten wir landeinwärts durch die ivi-Haine. Schliesslich erreichten wir ein ~~xxxxxxx~~ malerisches offenes Tal, durch das der träge Strom nun beschleunigt seinen Weg zur See nahm. Obwohl der Pfad gut war, mussten wir doch mehrere Male den Wasserlauf durchqueren, an einer Furt die Packen der Pferde hochhalten, damit sie nicht nass würden. Den Talgrund bedeckte grünes Gras, Guavabüsche und gelegentlich ein paar Baumgruppen. Die Seiten waren dicht bewaldet. Wir kamen an einigen mit Rindvieh und Hühner belebten ~~xxxxxx~~ indischen Farmen vorbei. Eine, die Aloisio mir zeigte, gehörte seinem Freunde, der kurz vor Aloisios Festnahme die Geldstrafe bezahlt hatte, zu der er wegen Verletzung des eingedrungenen Pferdes verurteilt worden war. Diese Summe hatte er bereits von dem Lohn zurück bezahlt, den er bei Orkney und mir verdiente.

Exix

Endlich kamen wir an eine um den rara gebaute Siedlung: Mbelo „Mbeautifful Mbelo“, wie ich Aloisios Aussprache nachahmte. Einige Dorfbewohner kamen aus ihren Häusern, um uns zu begrüßen und anzustarren; viele kleine Kinder, an der Hand geführt oder getragen, schrien und brachen in Tränen aus. Ich wusste nicht was geschehen war, bis Aloisio erklärte, dass diese Babies noch nie in ihrem Leben einen weissen Mann gesehen hatten. Mein bleiches Gesicht und mein Aussehen erschreckte sie. Wir gingen durch die Ortschaft bis zu einer Anhöhe, die den Strom überragte. ~~Dort~~ stand Aloisios Heim.

Zuerst kamen wir an ein Eingeborenenhau^s, das beim letzten Orkan eingestürzt war. In dieser Ruine lag Aloisios frühere Gitarre. Hier wohnte zur Zeit Joe Tereniki. Als wir uns einem grossen Eingeborenenhau^s näherten, hörte ich eine Frau erregt rufen: „Selma, sulu, sulu“. Die nackte Gestalt von Aloisios ¹⁴neunjähriger Schwester huschte ins Haus, vielleicht soeben vom Baden im nahen Strom und Spiel mit anderen Kindern gekommen. Ein paar Augenblicke später tauchte sie schüchtern und atembes auf, um die Mitte einen Mehlsack gewunden. Der fünfjährige Bruder Louis, der ¹⁵seinen sehr kurzen sulu trug und Aloisios verheiratete Schwester Rosa erschienen später. Die letztere, die sich von ihrem Gatten, einem Omnibusfahrer getrennt hatte, oder von ihm verlassen worden war, lebte wieder mit ihrem Säugling Selina bei ihren Eltern. Kungalevu, Alois ¹⁶Vater und die Frau, die vorher gerufen hatten, ¹⁷Alois ¹⁸schüchterne Mutter, begrüsst^{en} mich. Sie entbot mir den Willkommensgruss in fidschianischer ¹⁹Sprache, die einzige Sprache, die sie kannte. Ich, als Ehrengast, betrat das Haus durch die Haupttür an der Breitseite; die Tür an der Giebelseite ist nur für gewöhnliche Leute.

Ehe ich etwas anderes unternahm, setzte ich mich auf eines meiner Bündel nieder; Aloisio neben mir. Die Älteren Familienmitglieder sassen mit gekreuzten Beinen im Halbkreis um mich herum. Kungalevu befand sich ein wenig im Vordergrund. Aloisio warf ein Päckchen zermalmt^{er} Yangona vor seinen Vater auf die Matte, das ich zu diesem Zweck besorgt

hatte und sagte dazu einige Worte auf Fidschianisch. Ich setzte hinzu, ich wäre für die Liebenswürdigkeit dankbar. Da ich wohl länger bleiben würde, bot ich taktloserweise an, ihnen wöthentlich ein Pfund Miete für das geräumige Haus zu zahlen. ^uKungalevu erwiderte gemessen, während Rosa und Selma eine schiäkrötenförmige hölzerne Yangona Schale nahmen und das Nationalgetränk der Insulaner vorbereiteten. Wir tranken ⁿalle feierlich, wie ich ^lspäter ausführlich beschreiben werde und kehrteⁿ dann zu unseren verschiedenen Arbeiten zurück. Rosa legte sich ruhig auf ihre Matte, öffnete ihre Bluse und stillte ihr Baby; Aloisio ritt nach Vatukarasa um unser zurückgebliebenes Gepäck zu holen; ich setzte den Trockenapparat an und packte aus; Aloisios Eltern begaben sich zu dem benachbarten Kochhaus, um das Abendessen vorzubereiten.

Es ist gerade so verkehrt ein Eingeborenenhäus als Grashütte zu bezeichnen wie ein europäisches Haus einen Kasten zu nennen. Sogar ein einfaches fidschianisches Haus besitzt ein sorgfältig ausgeführtes Bauwerk. Früher schliefen die Männer in dem mbure-ni-sa, dem Fremden-^thause, diejenigen, die sich im selben Alter befanden, hielten sich hauptsächlich beieinander. Die Knaben hatten, bis sie öffentlich in die Gesellschaft der Erwachsenen aufgenommen wurden, ein Schlafhaus oder mbure für sich allein. Nach Seemann: ist es gegen die fidschianische Auffassung von Anstand, wenn ein Mann die Nacht jemals mit seiner Frau oder seinen Frauen unter demselben Dach verbringt. Am Morgen geht er nach Hause, wenn er nicht mit Arbeiten auf dem Felde beschäftigt ist, verbringt den grössten Teil des Tages bei seiner Familie und entfernt sich wieder wenn der Abend naht. Rendez-vous zwischen dem Ehemann und der Ehefrau, worüber keine weitere Erklärung ^{zu}abgegeben werden braucht, finden in der Tiefe des Waldes statt, keinem anderen bekannt, ausser ^tden Beiden. Diese gesunde Sitte des Auseinanderhaltens der Geschlechter wurde durch die Einnischung der Missichare gebrochen.

Ich habe hunderte von Eingeborenenhäusern gesehen, aber keines ist dem anderen ähnlich. ^SSumming sah 1876 bei Rakiraki ein echtes kai tholo Haus. Diese Gebirgler bauten vollkommen andere Häuser als die Küsten-

bewohner. Sie sind wie Bienenstöcke, mit einem so hoch aufgeschlagenen Dach, dass man meint, einen kleinen Bienenstock auf dem Dachfirst zu sehen. Horne, der zur selben Zeit wie Fräulein Cumming Fidschi besuchte, erklärt: „In der Nähe der Küste und in den niedrig gelegenden Gebieten besitzen die Häuser gegabelte Giebelenden oder Walmdächer. Im Innern von Viti Levu hat das Dach die Form eines verkehrt ansteigenden Karnies (Kehlleiste) Bogens mit einem Vorsprung an den Dachtraufen. Im Zentrum von Vanua Levu bilden die Seiten der Häuser zusammen mit dem Dach einen elliptischen Boden. Trotz ihrer Verschiedenartigkeit haben alle Fidschihäuser ^{dies} Eine gemeinsam - nicht ein einziger Nagel wird bei ihrer Herstellung verwendet!

Aus früheren Berichten können wir uns vergegenwärtigen wie ein mbure-ni-sa und ähnliche/grosse Häuser aussahen. Erskine, der Mbau 1849 besuchte schreibt: „Das charakteristische Aussehen des Dorfes wird von dem mbure, dem Tempel, gegeben, der auf einem ungleichmässigen Viereck, auf einem Fundament, das sich einige Fuss über die Erde erhebt gebaut ist. Sein Dach ist zwei- oder dreimal höher als die Wände, wundervoll gedeckt und mit Flechtereien aus Kokosnussfasern geschmückt. Die Enden der Firststangen sind mit weissen Kaurimuscheln gerziert.“ Eine schaurige Erinnerung an die mit dem Bau eines mbure verbundenen Grausamkeiten wird von Waterhouse gegeben:

„Sind die Pfosten eines fidschianischen Tempels oder Geisterhauses errichtet, werden drei oder vier, oder zehn oder soviel menschliche Wesen, wie zur Zeit vorhanden, getötet, geröstet und gefressen. Sind die weissen Muscheln an den ^{schwarzen} Stangen angebracht, die die Enden der Firststangen an der Aussenseite des Hauses zieren, ereilt noch viel mehr dasselbe Schicksal. Stehen die Pfosten des Feuerplatzes, an dem sich die Priester und ihre Gefährten wärmen, bingt man noch mehr für ein neues Fest um. Oftmals nach Vollendung eines Tempels setzt man ein Grasbüschel auf das Dach; dort verbleibt es gewisse Zeit und wird nach Laune des Oberhäuptlings wieder abgenommen. Er händigt sie einigen seiner Freunde oder Anhänger aus und schickt sie schnellstens in bestimmte Nieder-

lassungen, deren Einwohner sich missliebig gemacht haben, mit der Anordnung, Männer, Frauen und Kinder ohne Unterschied niederzumachen».

Das Haus Tancoas, des Vaters von Thakombau, überragt nach Waterhouse an Grösse und Grossartigkeit alle die, die ich jemals in dieser See gesehen habe. Es ist hundertdreissig Fuss lang, zweiundvierzig Fuss breit, mit massiven Säulen in der Mitte und reichen seltsamen Kunstwerken an allen Theilen».

Horne berichtet: »Ihre Häuser sind im Allgemeinen gut gebaut; eine Beschreibung kann uns eine gute Vorstellung von der Art und Menge des Baumaterials geben, das zur Konstruktion gebraucht wird. Die grössten Häuser sind die der Häuptlinge, Kirchen und Schulen. Die Länge dieser Gebäude variiert von fünfzig bis achtzig Fuss und die Breite von fünfundzwanzig bis dreissig Fuss. Die Durchschnittshöhe der Seitenwände von der Erde bis zu den Dachtraufen beträgt ungefähr sechs Fuss, von dort bis zum First ungefähr zwanzig Fuss, was eine Gesamthöhe von der Erde bis zum First von sechsundzwanzig bis dreissig Fuss ergibt. Der First wird an jedem Ende durch einen runden Balken getragen - dem Stamm eines aufrecht gesetzten Baumes; sollte das Haus sehr lang sein, setzt man ein oder mehrere Balken in gleichmässigen Abständen als Pfeiler ein. Die oberen Enden dieser Baumstämme sind gegabelt oder ausgehöhlt, damit die Firststange auf ihnen Halt findet. Ausserdem werden Rundhölzer von einem Fuss Durchmesser je zehn Fuss voneinander entfernt als Seitenpfosten aufgestellt. Sie sind am oberen Ende gleichfalls ausgehöhlt, damit der Sims festliegt. Gesimsschwellen und Dachfirst stellt man aus Kokosnusspalmenstämmen oder anderen gerade gewachsenen Stämmen her. Sie haben mindestens 6 Zoll Durchmesser. Ist ein Baum nicht lang genug, um von einem Ende des Hauses bis zum anderen zu reichen, befestigt man ihn an den überhängenden Enden mit Kokosaussfasern. Der Sims oder Dachfirst, wie es gerade der Fall ist, wird an der Verbindungsstelle durch Pfeiler oder Pfosten gestützt. Grosse Bauhölzer (runde Baumstämme) dienen als Zugbalken, an jedem Ende des Hauses einer

ist das Haus lang, liegen einer oder mehrere in gleichen Abständen dazwischen. Diese Simsbalken sind fest mit den Zugbalken durch Kokosfaserstricke verbunden; sie halten die gegenüberliegenden Seiten des Hauses fest zusammen, so wird verhütet, dass das Gewicht des Daches sie auseinanderdrückt. Die Dachsparren tragen die Simsbalken und den Dachfirst, die überragenden Balken kreuzen sich und bilden einen Winkel, der wie der Buchstabe \vee aussieht. Die Dachsparren sind an jeder ^{Dach} Seite mit drei Querbalken (Pfetten) zusammengebunden, einer am unteren Ende der Dachsparren ausserhalb des Gesimses, einer unterhalb des Firstbalkens, der dritte in der Mitte zwischen den beiden. Sie sind fest mit Kokosfaserstricken an die Sparren gebunden, um ein Verschieben oder Durchsacken zu verhindern. Die Querhölzer aus langgestrecktem Bauholz, haben nicht weniger als 6 Zoll im Durchmesser. Die Sparren bestehen aus kleinen geraden Bäumen, von denen die Rinde säuberlich entfernt worden ist, weil sie sonst Herberge für schädliche Insekten bietet.

Sie werden von einem Fuss bis 18 Zoll einzeln verlegt. An der Aussenseite der oben erwähnten Seitenpfosten, die den Sims tragen, wird eine weitere Reihe von Seitenpfosten aufgestellt, meistens die Stämme von geglätteten Baumfarnen, entweder rund oder quadratisch bearbeitet, 3 bis 6 Fuss nebeneinander angeordnet, und in die Erde eingesenkt. An ihrer Spitze sind sie mit den untersten Querbalken und an den Enden der Dachsparren mit Kokosstricken fest verbunden. Die Wände oder Seiten der Häuser bilden Rohr-Schichten aus gasau (+ Eulalia japonica). Die Schicht

+ Miscanthus japonicus

ten liegen entweder senkrecht, horizontal oder diagonal angeordnet.

Durch zwischenweben der Rohrschichten mit Hilfe der farbigen Kokosfaserbefestigung werden eigenartige Muster herausgearbeitet. Mitunter werden die Hauswände ausser noch mit Zuckerrohrblättern oder mit blattrigen Zweigen des makita (++) Parinarium laurinum; manchmal auch

++ P. glaberrimum

mit dem Blattwerk der Sumpf-Acrostichum aureum verknüpft. Die Dächer sind mit Zuckerrohrblättern Farnen, oder mit langen Gräsern gedeckt.

Verwendet man die beiden letzteren, werden die Sparren, sowie die Seitenwände mit mehreren Lagen Schilfrohr in verschiedenen Mustern verwoben, über die das Dachstroh gelegt wird. Alles an den Sparren ist mit Kokosfasern befestigt. Braucht man die Blätter des Zuckerrohrs, biegt man sie einmal um ein Rohr und befestigt sie, oder noch besser näht sie mit einem Zwirnähnlichen Bambussplitter oder den biegsamen Stengel der Flagellaria indica. Die Stücke Rohr, an die die Zuckerrohrblätter genäht worden sind, legt man auf die Dachsparren, wobei man an den Traufen beginnt, und jede folgende Lage mehr oder weniger überdeckt, je nach dem wie dick das Dach, tibitibi, gewünscht wird. Der Platz, auf dem das Haus errichtet wird, ist über dem Niveau des Bodens zu einem Wall aufgeschichtet. Die Höhe der Wälle bewegt sich zwischen 1 bis 3 Fuss; die Seiten sind häufig mit verschiedenfarbigen Kieselsteinen aus den Flüssen gepflastert. Man will damit verhindern, dass die Erde bei schweren Regen^lfällen fortschw^emt, auch dient es zur Verzierung. Nachdem das Haus fertig gestellt ist, wird der Boden dick mit trockenem Gras, Farnblättern usw. bedeckt und dann mit Matten belegt. Keine Nägel finden bei Konstruktion der Häuser Verwendung, da die verschiedenen Teile miteinander fest durch Kokosnussfasern oder mit starken Schlingpflanzen verbunden werden. Grosse Mengen an Kokosfasern werden zur Verzierung der Balken, Pfosten usw. verwendet. Erfahrene Künstler, die geschickt Verzierungen und Muster anbringen, erfreuen sich grosser Wertschätzung. In den V förmigen Winkel, durch die Enden der Dachsparren gebildet, die über den First hinausragen, legt man den Stamm eines langen Baumfarnes, dessen Enden mehrere Fuss über die des Daches herausragen. Die vorstehenden Enden des Baumfarnes sind mit Muscheln verziert, mitunter der goldenen Kauri, an Kokosfasersechnuren herabhängend, die dann in der Luft baumeln.»

b Cumming wohnte 1875 in einem Häuptlingshaus auf Fidschi. ^h »Acht grosse Stämme bildeten die Hauptpfeiler, über hundert schöne Baumfarne sind geopfert worden, um die kleinen schwarzen Pfeiler an jeder Seite herzustellen. Die Wände bestehen aus kreuzweise gelegten Rohr; wunderhübsche

Muster aus Kokosfasergeflechten an den Oberbalken und wallenden Vorhängen aus langen Gras."

Ich sammelte einen Baumfarn (Cyathea propinqua) bei Uluvatu, nahe von Moelo; er bestand aus einem Stamm von 3 Meter Höhe und gut zwei-drittel Meter langen Laubwerk. Diesen Farn kannte Aloisio unter dem Namen mbalambala. Es scheint diese Art Farn gewesen zu sein, die Horne und Cumming bei dem Bau des Fidschi-Hauses erwähnten. Aloisio^o Leute verwenden ihn zu Hauspfosten, jedoch schneiden sie zuerst die Adventiv-wurzeln vom Stamm ab. Sie gebrauchen den Stamm auch für die loloru, oder Firststangen. Die trockenen Vedel wurden manchmal zum Kissen stop-fen benützt; das Mark, rund geschnitten, diente den Kindern als Gummi-ball zum Spielen.

Erskine vermittelt uns einen Eindruck, wie die Eingeborenen in dies-en Häusern lebten. Im Jahre 1849 besuchte er Mbau. "Zuletzt kamen wir an einen unregelmässigen viereckigen Platz, auf dem ein ungefähr 100 Fuss langes Gebäude stand, 'das Fremdenhaus' // ' ; es war noch von den Butoni belegt und wir betraten es durch einen Mitteleingang. Das Innere glich überraschend dem Unterdeck eines Kriegsschiffes, ein Mittelgang trennte den Raum in zwei Hälften, die wieder durch Vorhänge gefärbten Eingeborenen-Stoff unterteilt waren, in denen die Familien wie in Mes-sen, jede für sich, lebten." Auf der Insel Lakemba besuchten wir nach-dem noch das neue Haus eines anderen Häuptlings, auf einer steinernen Plattform erbaut. Es glich durch seine elliptischen Enden und den mit farbigen Kokosfasergeweben verzierten Balken mehr dem tonganischen Prinzip..... Das Innere war durch Wandschirme aus Eingeborenenstoff in ein- oder ²zwei Abteile unterteilt. Die Stoffe besaßen hübsche Muster, besonders die Kanten; nie hatten wir auf den anderen Inseln dergleichen gesehen. Einige grosse Stücke handelten wir gegen weissen Baumwollstoff von den Frauen ein, der ihnen sehr begehren^pwert erschien. Der Stoff der Wandschirme war meistens mit Kurkumawurzel (Gelbwurz) gelb gefärbt, und einige kleine Kinder, die mit ihren Müttern in so einem abgeteilten Raume lebten, hatten ein eigentümliches Aussehen, da sie mit derselben Substanz ganz bemalt waren, was man für gesundheitsfördernd zu halten schien."

Frau Smythe, auf Viti Levu in 1860, erklärte als sie auf das mbure-ni-sa zu sprechen kam: »In jedem Fidschi Dorf gibt es ein Haus dieser Art; dort werden Fremde aufgenommen und die Männer der Stadt verbringen dort den grössten Teil ihrer Zeit. Rings auf dem Boden befinden sich Feuerplätze, die durch Pfosten und Querrhölzer markiert sind. Zwischen den Feuerstellen sind Matten ausgebreitet, aus denen die Männer sitzen und schlafen.«

In einer Ortschaft nahe Rewasa, Viti Levu, sollte ich die Nacht in einem mbure-ni-sa verbringen, ohne Aloisio bei mir. Da ich die Ortsbewohner nicht kannte, lehnte ich die Einladung brüsk und hartnäckig ab. Ich konnte nicht gut eingestehen, dass ich mich fürchtete in solch einem Gasthaus mit meinen Geldgürtel und Portmonee, die über 100 Pfund enthielten, allein zu übernachten. Es wäre ein leichtes gewesen mich dort zu erschlagen und zu berauben.

Alle Häuser, auch das in dem ich wohnte, waren gemeinschaftlich von der ganzen Gemeinde erbaut worden. Hausbau gab immer Anlass zum Feste feiern. Lockerby, der auf den Inseln ungefähr im Jahre 1809 war, erklärt wie solche Häuser aussahen. »Ihre Häuser sind von einer besonderen Konstruktion. Zuerst senkt man vier Pfosten in die Erde, die ein Viereck von 12 oder 13 Fuss zu 9 oder 10 Fuss bilden, manchmal mehr oder weniger. Diese Pfosten erheben sich 4 oder 5 Fuss über dem Boden; an ihnen werden vier horizontale Stücke befestigt, die von einem Ende zum anderen reichen. Ist dies getan, werden lange und schlanke Pfähle rund um die Aussenseite der oben erwähnten Horizontalstücke in den Boden getrieben, an die Horizontalstücke gebunden, die vorher an den Pfählen befestigt worden sind. Dadurch erhält das ganze Gefüge hohe Stabilität. An der Spitze, meistens 8 oder 10 Fuss hoch, werden diese Pfähle zusammengebracht, an einem, über die Länge des Vierecks gelegt, Simsstück festgemacht. Ist das Gerippe fertig, wird es unten nach oben in saubere Machart dick mit Schilfrohrblättern oder Gras belegt, wobei man an manchen Häusern zwei in anderen drei Öffnungen freilässt, die als Türen dienen. Diese Türen sind fast $2\frac{1}{2}$ Fuss hoch und 2 Fuss breit, denn man

kriecht auf allen Vieren in die Häuser.... Diese Häuser sind innen dunkel und düster, in dem oberen Teil schwarz wie ein Kamin weil man alle Speisen drinnen kocht. Mitten im Haus befinden sich eine Anzahl Steine, sowie vier oder fünf Töpfe, unter denen das Feuer entfacht wird. Die Töpfe liegen auf der Seite mit Taro, Yam, Brotfrüchten, mitunter sogar Fisch. Etwas Wasser wird hinzugefügt und ein Grasstopfen in das Mundstück des Gefässes gesteckt; dies ist die gewöhnliche Art des Kochens, wenn kein Menschenfleisch zubereitet wird."

Horne bemerkte: "Die Häuser des gewöhnlichen Volkes sind weder so gross, so Dauerhaft gebaut, noch so reich geschmückt wie die der Häuptlinge; aber sogar unter den Ärmsten besteht ein gewisser Stolz, die Häuser bequem zu gestalten und sie auf das Beste, je nach ihrer Geschicklichkeit, zu verzieren. Der Charakter derjenigen, die nicht auf diese Dinge achten, wird in der fidschianischen Gemeinschaft ungünstig beurteilt."

Wir sammelten viele Arten von Schlingpflanzen. Ich nahm ohne weiteres an, dass alle als "Stricker", wie Aloisio sie bezeichnen würde, beim Zusammenbinden der Hausteile Verwendung finden. Das stimmt nicht. Die Fidschier kennen die Qualitäten dieser Ranken wohl; die einen sind zu diesem Zwecke gut, die anderen für jenen. Nach Aloisio, z. B., werden drei oder vier Ranken der biegsamen Flagellaris indica, oder waulo levi, zusammengedreht und vier bis fünf Zoll parallel nebeneinander von dem einen Ende des Daches zu dem anderen ausgespannt. Die Wurzelenden des Grases wurden unter diese waulo Kabel gelegt, das letztere fest an das Dach gebunden, um das Dachstroh an seinem Platze festzuhalten. Diese Art waulo wurde nicht zu Korbwaren verwendet, dagegen zwei andere Arten als geeignet für Korbarbeiten bezeichnet, aber ungeeignet für Dachbefestigungen. Die Wurzeln einer neuen Art freycinetia (F. intermedia), die wir entdeckten, zerstampft man, um die Rinde zu entfernen und die Fasern zu trennen. Die nun entstehenden biegsamen Fasern sind äusserst wertvoll zum Zusammenbinden der Hausteile. Die wamba (Tetrastigma vitiensis), eine Verwandte des Kaffees, ist nach Aloisio eine gute Ranke für "Strick." Unter den Angehörigen der Leguminosenfamilie finden die

Mucuna gigantea und der schöne rosablühende wakorikori (Canavalia[?] maritima) Anerkennung; die Pueraria Thunbergiana dagegen nicht, sie bricht zu schnell und ist gerade gut genug, die Feldfrüchte in den Gärten zusammenzubinden und heimzutragen.

»Von dem Geisterhaus«, so berichtet Colvocoresses, »gingen wir zu den gewöhnlichen Häusern. Diese besaßen steile Dächer, niedrige Seiten und nur eine einzige Tür, die zum Schutz gegen das Eindringen der Feinde eng und niedrig hergestellt ist, damit sie die Feinde während des Hineinkriechens, falls sie es versuchen sollten, erschlagen könnten. Kokosnuss - oder Pandanusholz und Bambus mit Zuckerrohrblättern sind die Materialien, die zum Bau verwendet werden. Das Innere besitzt keine Querwände oder Einzelräume; der Fussboden ist aus Erde, Sand oder Kies gemacht, mit Kokosnussblättern bestreut und mit Matten bedeckt. Eine Seite des Fussbodens erhebt sich etwa acht Zoll höher, der Bettplatz. Er ist mit einer doppelten Lage Matten belegt. Die Kissen bestehen aus einem runden Stück Holz, dick wie ein Stiel, mit vier Zoll langen Holzpflöcken als Stützen. Manche Bettplätze sind so lang, dass drei oder vier Personen Raum darauf haben. In einer Ecke des Gebäudes befindet sich ein ungefähr fünf Fuss grosses Viereck, das von vier grossen viereckigen Balken aus hartem Holz gebildet wird. Dies schliesst den allgemeinen Kochplatz ein. Das Hauptkochgefäss ist ein grosser Lehmkrug mit kugeligem Boden; er ist ständig nahe dem Boden in einem Winkel von ca 45 Grad zur Senkrechten angebracht, darunter ist noch ein Zwischenraum zur Entfackung des Feuers. Über dem Kochplatz befindet sich eine Plattform, auf der man viele Vorräte trocknet und räuchert.«

Das Haus, das Aloisio und ich bewohnen sollten, war roh geschätzt 20 Meter lang und 10 breit. Es besass zwei enge Eingänge; einen ungefähr in der Mitte und einen grösseren Eingang am Giebelende. Am gegenüberliegenden Ende, an dem sich keine Öffnung befand, erhob sich eine vier Meter breite Plattform, die von der einen Seitenwand bis zur anderen reichte. Sie war aus schlanken geraden Bäumchen erbaut, mit einer alten Matte bedeckt, auf die getrocknete, oft wohlriechende Farnkräuter gelegt wurden. In diesem Falle Wedel der Microlepia speluncana.